Nachdruck verboten.

1.

Römer und Bajuwarin.

Historische Erzählung aus Bayerns ältester Zeit

von Max Fuchs.

I.

Im Hause der Sünde.

„Nun sind wir bald am Ziele unserer Reise und ehe es dunkelt, werden unsere Füße die glänzende Augusta *) betreten," sprach ein hochgewachsener Mann mit ernstem Angesichte, zu seinem jüngeren Begleiter, als sie auf einen kleinen Hügel erreichten, von dem aus sie die Stadt in herrlicher Abendbeleuchtung vor sich liegen sahen.

„Ich bin dessen froh," erwiderte der Angeredete, „denn meine Füße schmerzen mich von der langen Wanderung und einige Ruhe wird mir wohl thun. Doch sage mir, Narcissus, wo werden wir dort gastliches Unterkommen finden. So viel mir bekannt, bist Du in der Stadt so fremd, wie ich."

„Laß das meine Sorge sein," erwiderte ruhig der Aeltere, „wir haben auf unserer ganzen Reise von Rom bis hieher noch niemals des schützenden Obdachs entbehrt und so wird es auch heute der Fall sein. Hat sich denn dein Kleinmuth noch immer nicht verloren?"

*) Augsburg.

Verwirrt blickte der also Getadelte zu Boden und setzte eine Zeitlang seinen Weg fort. Immer mehr neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu, warf aber dabei ihre Strahlen so glänzend auf die hochgelegenen Tempel und Paläste der Stadt, daß diese wie von purem Gulde überschüttet, erstrahlten. Es war ein wunderbarer Anblick, der sich den Wandern bot.

Rechts und links der breiten glatten Straße umsäumten den Horizont dunkle Wälder. Links von ihnen dehnte sich ein breites Thal aus, das ein rascher, klarer Fluß, die Vinda *) durchströmte. Prächtige Villen in reizenden Gärten gelegen waren überall sichtbar und wohlgenährte Heerden weideten auf den saftigen Wiesen.

„Was uns in Rom von dem Glanze Augusta's und der Lieblichkeit und den reichgesegneten Fluren seiner Umgebung erzählt wurde, scheint sich zu bestätigen," begann dann wieder der Aeltere. „Wohin mein Auge blickt, sehe ich Pracht und Glanz, Ueppigkeit und Reichthum, und mir scheint, nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen weiß man zu leben."

„Unser Freund Tullius versicherte uns ja bei der Abreise, daß Augusta die schönste aller Städte jenseits der Alpen sei," war die Antwort des Jüngeren. „Schon das Aeußere fesselt den Blick, ist das Innere dem gleich, so werden des Freundes Worte sich wohl erfüllen."

„Möge unser Aufenthalt in dieser Stadt ein segensreicher und fruchtbringender sein," sprach Narcissus, „dann werden wir für die weite Reise reich belohnt und der neue Samen des Glaubens, den wir hier legen wollen, reiche Früchte tragen."

„Der Allmächtige wird uns Kraft und Stärke verleihen unser Werk zu beginnen und zu vollenden," erwiderte sein Begleiter.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen, waren sie dem Thore der Stadt nahe gekommen und nun bemerkten sie auch, daß feste Mauern und tiefe Gräben dieselben umzogen und sie so einem Angriffe der Feinde kräftigen Widerstand leisten konnte.

---

*) Die Wertach.

Der ältere hochgewachsene Mann, mit dem ernst milden Blicke, war ein heimlicher Anhänger des Christenthums und in Rom zum Bischof geweiht und ausgesandt worden, in Vindelizien, der römischen Provinz die Heiden zum Christenthume zu bekehren. Er war von vornehmer Abkunft, in Spanien geboren und hatte schon frühzeitig sich den Christen angeschlossen. Sein Drang, dem neuen Glauben zu dienen, ließ ihm keine Ruhe und so hatte er die Heimath verlassen und war nach Italien gezogen, um sich zu seinem neuen Berufe zu stärken und die Würde zu verlangen, die hiezu nöthig war. Sein Begleiter war der Diakon Felix, ein feuriger junger Mann, hochbegeistert für den neuen Glauben, für den er Gut und Leben zu opfern beschlossen hatte. Für ihren Wirkungskreis war ihnen Augusta bestimmt worden, das sie nun nach einer langen Reise voll Mühe und Beschwerden glücklich erreicht hatten.

Die ältesten Bewohner, welche einst zwischen Licus und Vinda, Lech und Wertach, ihre Wohnsitze hatten, waren die Vindelizier, ein Volk zuerst vom Ertrage der Jagd lebend, dann aber Hirten, die ihre Heerden dahin führten, wo sie die beste Weide für diese fanden. Später, als mehrere Horden sich in einem Stamme vereinigten, machten sie sich seßhaft und besonders das Land, wo sich Wertach und Lech vereinigten, schien ihnen hiezu besonders günstig. Anfangs waren es nur einige Hütten nach und nach wurden es mehrere und bildeten nun einen zusammenhängenden Ort, über dessen Namen jedoch keine vollkommene Gewißheit herrscht. Wahrscheinlich ist, daß er Cisara hieß, da eine Göttin der Vindelizier, Kisa in dieser Gegend besonders verehrt wurde.

Vortheilhaft war die Lage dieses Ortes, fruchtreich ihr Boden, fischreich die dahin brausenden Flüsse und milder als in anderen Gegenden die Luft. Lange lebten die Bewohner in Ruhe und Frieden, bis endlich die ländergierigen, nimmersatten Römer ihre siegreichen Waffen über die Alpen trugen und nun die einheimischen Volksstämme unterjochten.

Es war unter dem römischen Kaiser Augustus fünfzehn Jahre nach Christi Geburt, als dessen zwei Stiefsöhne Drusus und

Tiberius nach Ueberwindung der benachbarten Rhätier auch die Vindelizier angriffen. Der überlegenen Gewalt der römischen Waffen konnten diese nicht widerstehen und so waren sie bald bezwungen und aufgerieben. Was von der streitbaren Jugend übrig geblieben war, führten die Römer gefangen hinweg und ließen zum Anbau des Bodens nur so viel Bewohner zurück, als nothwendig waren.

Als Drusus nun nach Cisara kam und die günstige Lage sah, beschloß er, eine römische Kolonie einzuführen und die rings umher liegenden Felder unter die alten und neuen Inwohner, letztere besonders ältere Soldaten, zu vertheilen. Es geschah dieses ganz besonders zum Schutze des eroberten Landes, denn man mußte am Anfange immer noch Aufstände der Unterjochten oder Einfälle der benachbarten Völkerstämme befürchten. So verschwanden die Hütten des alten Ortes und eine römische Pflanzstatt erhob sich, welcher Drusus den Namen Augusta, zu Ehren seines Vaters gab. Bald wurde sie mit Mauern und Gräben umgeben und eifrig arbeiteten die Soldaten an den Straßen, die nach allen vier Himmelsgegenden angelegt wurden. Nicht lange dauerte es, so waren die eigentlichen Ureinwohner in den Römern aufgegangen und nur mehr der Name erinnerte an sie.

Es bedurfte auch keiner langen Zeit, bis sich die neue Augusta hob, wozu besonders beitrug, daß Kaiser Augustus sie mit allen Vorrechten und Freiheiten einer römischen Municipalstadt ausstattete. Sie fing an, Rom sich zum Vorbilde zu nehmen und so blühte sie immer mehr empor. Dreihundert Jahre waren so vorübergegangen, ohne daß sich etwas besonders Bemerkenswerthes in der Stadt ereignet hätte, als daß sie sich immer mehr verschönerte und bevölkerte.

Als Narcissus und Felix das Thor im Rücken hatten und einen steilen Hügel hinangestiegen waren, standen sie plötzlich still und sahen einander über die Pracht, die sich ihren Blicken darbot, verwundert an.

„Sind wir denn nicht in Rom," fragte Felix, „da sich ein=

mal diese herrliche Straße, ist es nicht, als ob wir vor dem Palaste Diokletians stünden.

Langsam schritten sie nun die Hauptstraße hinab. Links von ihnen stand der prächtige Venustempel*), dessen weiße Mauern von der Abendsonne noch mit röthlichem Glanze geschmückt wurden. Zwischen einer Reihe von Palästen, welche den Reichthum ihrer Besitzer erkennen ließen, kamen sie an den Tempeln des Pluto und der Proserpina vorbei, wobei die reiche Ornamentik der Säulen ihre besondere Bewunderung erregten. Bei einer Biegung der Straße kamen sie auf einem freien offenen Platz, in dessen Mitte sich der Tempel des Jupiter erhob, zu welchem große Marmorstufen emporführten. Vor demselben erhob sich auf einer Säule die metallene Statue des Kaisers Augustus, die wie flüßiges Gold glänzte. Als sie einige Schritte weiter gingen, sahen sie sich einem großen Gebäude gegenüber, das sie sofort als die Wohnung des Landpflegers erkannten, denn geschäftige Liktoren eilten aus und ein. Demselben gegenüber waren die Schatzkammer, das Münzhaus und die Gefängnisse befindlich. In der Nähe befanden sich drei Tempel, jener der Minerva, Juno und des Sylvan. Ein eigenartiger Thurm zeigte auf seiner obersten Spitze das Bild der Göttin Cisa, das wohl noch von der Gründung der Stadt herrührte. Dann kamen sie auf den Markt und das Richthaus,**) hinter dem ein großes Theater seine amphitheatralischen Sitzreihen zeigte. Trotz der vorgerückten Abendstunde herrschte noch reges Leben in den Straßen. Decurionen mit ihren Abtheilungen eilten den Thoren zu, um dort die Nachtwache zu übernehmen, Sklaven trugen in Gefäßen Wasser auf ihren Schultern und Kinder huschten hin und her, die Fremdlinge nur auf einen Augenblick mit neugierigen Blicken betrachtend.

Als die Beiden wieder eine Strecke zurückgegangen waren, meinte Narcissus, es sei nun an der Zeit für ein Obdach Sorge zu tragen. Prüfend blickte er umher, um jemand zu finden, der ihm Auskunft geben könnte.

---

*) Jetzige St. Ulrichskirche. **) Domkirche und Frauenhof.

Ein junger Mann kam ihnen gerade entgegen, dem man es ansah, daß er von einem heiteren Mahle zurückkehrte. Dieses bewies nicht nur sein geröthetes Gesicht, sondern auch sein schwankender Gang und zudem sang er ein Liedchen vor sich hin, dessen Melodie ihm besonders gut gefallen haben mochte.

„Heda guter Freund," rief ihm Narcissus zu, „wir sind Fremdlinge in dieser Stadt und möchten bald unser Haupt zur Ruhe legen. Sagt uns doch, wo wir ein Unterkommen finden können."

Der Angeredete blieb stehen, musterte die Beiden vom Kopf bis zum Fuße, lächelte dann ein wenig spöttisch und sprach: „Geht nur die Straße da hinab und wenn ihr vor dem Tempel der Venus steht, so seht ihr rechts ein Haus, an welchem Trauben angemalt sind. Tretet ein und ich weiß gewiß man wird euch dort willkommen heißen."

Dann entfernte er sich lachend, blieb jedoch nach einigen Schritten stehen, um den Beiden nachzusehen, ob sie wohl die bezeichnete Richtung einschlugen. Als er dieses gewahrte, verzog sich sein Gesicht wieder auf eigenthümliche Weise und singend schritt er dem Münzhause zu, hinter dessen Thüre er verschwand.

Als Narcissus mit Felix das Haus betreten hatte, kam ihm eine ältere Frau, an der Seite eines jungen schönen Mädchens entgegen. Als der erstere seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, blickten Mutter und Tochter einnander fragend an. Dann erwiderte die Matrone: „Seid willkommen unter meinem Dache, Fremdlinge, und so es Euch gefällt, mögt Ihr bleiben, so lange Ihr wollt. An Nahrung, Luft und Freude soll es Euch nicht fehlen."

Sie wurden nun freundlich in eine Seitenhalle geführt und ihnen bedeutet, daß nach eingenommenem Bade der Abendimbiß für sie bereit stehe, das junge Mädchen werde ihnen Gesellschaft leisten. Doch waren die Beiden so ermüdet, daß sie baten, sich sobald wie möglich, zur Ruhe begeben zu können; am andern Tage würden sie gerne über sich Auskunft ertheilen und im Kreise ihrer Gastfreunde verweilen. Dieser Wunsch war zu berechtigt, um nicht sogleich erfüllt zu werden und eine herbeigerufene Magd führte die

Müden nun in ein Gemach nach oben, von wo aus sie in einen herrlichen Garten blicken konnten. Nachdem sie noch ein Abendgebet verrichtet, legten sie sich nieder und bald waren sie entschlummert.

Das Haus, in dem die beiden Christen schliefen, gehörte einer reichen Wittwe, Namens Hilaria, welche eine öffentliche Wirthschaft betrieb. Das junge Mädchen war ihre Tochter Afra. Sie waren keine Römerinnen, sondern stammten von der Insel Cypern und waren mit der dritten Legion, in welcher ihr Vater Befehlshaber war, nach Augusta gekommen. Die vielen Kriegsdienste und die großen Züge, die dieser aber mitgemacht, hatten seine Gesundheit erschüttert und kaum hatte er sich in dem neuen Heim häuslich eingerichtet, verfiel er in eine schwere Krankheit und bald loderte der Scheiterhaufen um ihn empor, der seinen Leichnam zur Asche verbrannte. Dieses war aber für die Wittwe und ihre Tochter ein großes Unglück. Nach und nach verfielen sie in ein immer mehr ausschweifendes Leben und zuletzt widmete sich Afra ganz dem Dienste der Göttin, deren Tempel in der Nähe stand. Dieses brachte ihr großen Reichthum, der sich in dem ganzen Hause bemerkbar machte, das außerdem noch eine große Anzahl von Mägden und Sklaven beherbergte.

„Ich weiß nicht, die beiden Männer machen auf mich einen seltsamen Eindruck," sprach Afra zu ihrer Mutter, als sie neben derselben in der Vorhalle saß. „Der ältere scheint in seinem Blicke etwas zauberhaftes zu besitzen, das bis tief in das Innerste dringt. Ich versehe mir nichts Gutes von ihnen."

„Thörin", antwortete die Mutter, „Launen von Dir, weiter nichts. Ich weiß gewiß, daß Du mit dem hübschen jungen Manne bald auf vertrautem Fuße stehen wirst.

Das Mädchen aber schüttelte den Kopf zum Beweise, daß sie mit ihrer Mutter nicht einverstanden sei, und fiel dann, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit in tiefes Nachdenken, aus dem sie erst wieder geweckt wurde, als die Mutter sie aufforderte, ihre Ruhestätte aufzusuchen. Aber auch noch im Traume verfolgte sie das Bild des ernsten Mannes und so erwachte sie bald wieder und überließ sich dann auf das Neue ihren Gedanken.

Noch ruhten die Schatten der Nacht auf der Stadt, nur im fernen Osten begann es zu dämmern, ein lichter Streifen, der mit jeder Minute breiter wurde, lagerte dort über dem Horizont. Erst nach und nach wurde der Himmel heller, aber noch wenig Licht drang durch die Fenster und unbedeckten Räume des Hauses. Afra war wieder eingeschlafen und die Sonne stand schon lange hoch am Himmel, als sie endlich erwachte und verwundert über die Traumgebilde sich die Stirne rieb.

Während ihres Morgenschlafes aber war es lebendig im Hause geworden. Aus den kleinen Kammern und herab von der Treppe, die in das obere Stockwerk führte, kamen die Sklaven um an die Arbeit zu gehen. Einige von ihnen, trugen Besen und Schwämme und spähten in Vestibulum umher, ob etwa eine Spinne ihr Netz zwischen den Kapitälern der Säulen, oder den Statuen, die in der Halle standen, ausgespannt habe. Sie putzten die Zierrathen von Gold und Schildpatt an den Flügeln und Posten der Hausthür und reinigten das Marmorgetäfel des Fußbodens von dem Staube, der sich vom vohergebenden Tage darüber gelegt hatte. Andere waren in Atrium und dessen Seitenhallen beschäftigt, die Mosaik des Fußbodens und die Wandgemälde mit einem weichen Schwamm zu bestreichen, damit nicht Staub an dem Wachsfirniß sich ansetzte, mit dem die Gemälde überzogen waren. Mehrere polirten im innern Hofraum und auf dem freien mit Säulengängen umgebenen Platze mit feinen Linnen die Säulen von Marmor und die zwischen ihnen stehenden Statuen, die aus dem frischen Grün gar lieblich abstachen.

Ebenso wurde in den größeren Sälen des Hauses von Grund aus Alles gereinigt. Es standen dort in einem derselben drei kostbare Tische aus Cedernholz, mit elfenbeinernen Säulenfüßen, die reich eingelegten Tafeln ahmten das Fell des Panthers nach, oder stellten den bunten Schweif des Pfaues dar. Die Slaven hoben die purpurnen Decken ab und wischten sanft den wenigen Staub hinweg, der sich darunter angesammelt hatte. Dann wandten sie sich zu den Prachttischen, die an den Wänden standen und auf denen Gold- und Silbergeschirre, nebst anderen Kostbarkeiten auf-

gestellt waren. Besonders fesselten zwei große Stücke Bernstein die Aufmerksamkeit jedes Besuchers. Es waren Seltenheiten, denn in dem einen hatte eine Biene, in dem andern eine Ameise ihr durchsichtiges Grab gefunden. In dem Saale, der von den Bewohnern der korinthische genannt wurde, befanden sich Gefäße aus edlem korinthischem Erze, deren stark abgenützte Henkel und eigenthümlicher Geruch ihre Echtheit bekundeten. Zwei Pokale, die daneben waren, trugen Inschriften aus den unsterblichen Gedichten Homers, der Ilias und der Odysee. Kleine Schalen und Becher aus edlen Steinen, theils aus einem einzigen Stücke gefertigt und mit erhabenen Buchstaben geziert, theils aus vielen durch goldene Fassung verbundenen Kannen zusammengesetzt, schmückten die Tische.

Die größte Pracht aber fand man im egyptischen Saale. Hier stand kein goldenes oder silbernes Gefäß, das sich nicht durch die edelste erhabene Arbeit auszeichnete. Gleiche Bewunderung erregten die schönen, alexandrinischen Glasarbeiten, Becher und Schalen von köstlichstem Fluße und in der Farbe des Amethyst, der Saphire und Rubinen.

Mit dem Innern stand auch das Aeußere in vollstem Einklang, denn es war mit meisterhaften Arbeiten der Architektur geschmückt. So war das Haus der Wittwe Hilaria und ihrer Tochter beschaffen. Es fehlte in demselben nichts, was Reichthum zu bieten vermochte.

Unterdessen war die Sonne höher emporgestiegen. Der Rechnungsführer brütete über den Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Monates nach, um sie seiner Herrin abgeschlossen vorlegen zu können. Der Küchenmeister übersah seine Vorräthe und überlegte, wie groß der Bedarf für den heutigen Tag sein dürfte. Alle übrigen Sklaven gingen ihren gewohnten Beschäftigungen nach.

In der Vorhalle stand der Freigelassene Kyprius und übersah noch einmal Alles. Er schien zufrieden zu sein, denn er wandte sich zu dem hinter ihm stehenden Diener zeigte diesem ein lächelndes Gesicht und sprach: „Wo wohl heute Flavius, der beste Freund unserer Herrin sein muß. Die Stunde, in der er zu erscheinen pflegt, ist schon längst vorüber und gewiß wird Afra schon ungeduldig seiner harren.“

„Vielleicht wird er den gestrigen Abend bei einem Gastmahle seiner Freunde länger verweilt haben und Morpheus ihn noch nicht aus seinen Armen lassen," erwiderte der Diener. „Allerdings ist dieses gegen seine Gewohnheit, doch Ausnahmen können auch bei ihm sich ereignen."

„Das wäre möglich," meinte hierauf Cyprius, denn an Festen, Trinkgelagen und Unterhaltungen fehlt es nicht in dieser Stadt, wie ich seit meinem kurzen Aufenthalte zu erfahren Gelegenheit hatte."

„Wo warst Du früher?" fragte neugierig der Diener.

„Auf dem Landgute meines früheren Herrn, viele Meilen von hier," war die Antwort, „das reizend am Fuße der Berge, an einem dicht von Wald umschlossenen See liegt."

„Hast Du Sehnsucht darnach?" wollte der Diener wieder wissen.

„Mir gefällt es nicht in diesem prächtigen Hause," versicherte der Freigelassene schnell. „Viel lieber wäre ich dort unter dem Schatten der Bäume, oder lauschte dem sanften Anschlagen der Wellen an das Ufer. Dort erfüllte Frieden das Haus und geräuschlos eilten die Tage dahin. Hier in diesem Getümmel von Sklaven und zudringlichen Besuchern, die täglich das Vestibulum füllen, fühle ich mich nicht wohl."

„Warum verlangst Du aber nicht zurück?"

„Es war die Bedingung meiner Freiheit, daß ich mich hieher begab, um der Freundin meines Herrn immer nahe zu sein und über sie zu wachen," berichtete Cyprius. „Die Dankbarkeit gebot mir dieses und so muß ich ausharren, bis Flavius anders bestimmt."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt mehrerer Besucher unterbrochen. Es waren Leute aus allen Ständen und verschiedene Beweggründe führten sie hieher. Bürger der niederen Klasse, die in der Woche einmal von Hilaria Unterstützung erhielten. Darunter mischten sich Jünglinge, vornehmer Abkunft, die durch den Einfluß der reichen Wittwe ihr Glück zu machen gedachten. Auch Dichter und müßige Menschen kamen, welche es gern sahen, wenn sie zur

Tafel eingeladen wurden. Zuletzt eine ganze Schaar solcher, welche aus Eitelkeit den unbequemen Gang in der Frühe nicht scheuten, um zu geeigneter Zeit sich des Zutritts rühmen zu können, den sie in diesem Hause hatten. Die Meisten davon gingen unruhig auf und ab, sehnlich wünschend, Hilaria möge mit Afra bald erscheinen, denn sie hatten noch mehrere ähnliche Besuche zu machen, ja einige von ihnen betraten an diesen Morgen bereits das zweite oder dritte Haus. Einige wenige spazierten in den Säulengängen auf und ab, um die Wandgemälde und Statuen zu betrachten, oder vertrieben sich die Zeit des Wartens durch ein Gespräch mit einem der Anwesenden.

Wie waren aber Alle erstaunt, als ein Diener die Nachricht brachte, daß Afra sich unwohl befinde und auch die Herrin des Hauses wegen der Pflege ihrer Tochter verhindert sei zu erscheinen und den Morgengruß entgegen zu nehmen. Da gab es nun freilich enttäuschte Gesichter und einer nach dem andern entfernte sich, sein Beileid aussprechend und die Versicherung hinzufügend, am nächsten Morgen wieder zu erscheinen.

Cyprius blickte ihnen spöttisch nach und brummte für sich in den Bart: „Beim Zeus, ich möchte nicht alle die Verwünschungen kennen, die jetzt im Stillen ausgesprochen werden."

Es war aber auch wirklich so. Afra fühlte sich durch die schlaflose Nacht und die Aufregung ermüdet und hatte ihrer Mutter erklärt, daß sie am Vormittage ihr Schlafgemach nicht verlassen werde. Gewohnt, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, beeilte sich nun Hilaria, die Wartenden abzuweisen, um ihrem Kinde Gesellschaft leisten zu können.

Kaum aber hatten die Besucher das Haus verlassen, so schritt ein Mann vom Tempel der Venus her, auf das Haus zu. Er trug über dem Unterkleide ein hochrothes Festgewand, wie es die Römer bei Festigkeiten anzulegen pflegten. Auch die Sohlen waren mit Riemen von gleicher Farbe befestigt. Ein Kranz von jungen Myrthenzweigen und Rosen hing nachlässig der linken Seite zu und schien von dem salbenfeuchten Haare herabfallen zu wollen. Es war Flavius, des Quästors Sohn, der intimste Freund des

Hauses. Nicht nur seine Kleidung, sondern auch die Schlaffheit seiner Züge verrieth, daß er einem Mahle beigewohnt und die ganze Nacht durchschwärmt hatte.

Erst als er das Vestibul betrat, gewahrte ihn Cyprius und eilte ihm nun rasch entgegen.

„Sei mir gegrüßt o Herr," sprach er ehrerbietig zu ihm. „Ich hatte schon Besorgniß, daß Du vielleicht krank geworden, weil Du die gewohnte Zeit versäumtest."

„Ich war unter treuen Freunden," erwiderte der Jüngling herablassend „und im traulichen Gespräche eilen die Stunden rasch dahin. Doch warum ist heute Alles so stille und kein Besucher hier?"

„Afra befindet sich unwohl," berichtete nun Cyprius, „und deßhalb mußten sich die Freunde des Hauses früher entfernen. Doch über Deine Ankunft wird sie hocherfreut sein und ich eile, ihr die angenehme Botschaft zu überbringen."

Rasch ging er von dannen, doch nur wenige Minuten vergingen, so stand er wieder unter der Thüre und winkte Flavius, ihm zu folgen. Durch die Säle hindurch führte er ihn vor das Schlafgemach des Mädchens, wo er die Sohlen und die Kränze ablegte. Dann zog der Freigelassene den als Vorhang dienenden Teppich zurück, das Zeichen, daß er nun eintreten könne. Wenige Schritte und er stand in dem Gemache und erblickte Afra, welche das Haupt auf große Kissen gestützt, in halbliegender Stellung ruhte, während ihre Mutter ihr einen kühlenden Trank reichte, den sie behaglich schlürfte.

„Mein Freund Du siehst angegriffen aus," empfing ihn das Mädchen, als sie ihn einige Minuten betrachtet hatte. „Ich wünsche, daß Dein Unwohlsein nur vorübergehend Dich belästigen möge."

„Sei wegen meiner außer Sorgen", war die Antwort. „Lentulus, Dein und mein Freund hatte mich zu Gaste geladen und die manigfaltigen geistigen und körperlichen Genüsse haben in mir eine natürliche Abspannung erzeugt, die nicht von langer Dauer sein wird. Aber Du flößest mir ernstliche Besorgnisse ein. Deine Wangen sind blaß, Deine Augen haben ihren feuchten Glanz ver-

loren und wenn mich nicht Alles täuscht, so bemerke ich ein Zittern an Deinem Körper."

„Es ist nichts Ernstliches zu befürchten," beruhigte die Mutter, „sie hat nur unruhig geschlafen und bis zur Mittagsstunde wird Alles vorüber sein. Du wirst doch, Flavius, unser Gast sein und um meine Tochter aufzuheitern, einige Freunde mitbringen."

„Wie gerne ich das thue," erwiderte dieser. „Auch meine Flötenspieler sollen den Genuß erhöhen und wenn Du Tänzerinnen wünschen solltest, Afra, so sollen auch diese nicht fehlen."

„Handle ganz nach Deinem Belieben," bestimmte sie. „Ich fühle mich jetzt schon besser und werde jedenfalls an den Freuden des Mahles theilnehmen."

Nun kamen sie auf die Neuigkeiten des vorhergegangenen Tages zu sprechen, wobei der angekommenen Fremden nur mit kurzen Worten gedacht wurde. Nach einer Stunde entfernte sich Flavius, um zu Hause neue Gewänder anzulegen, während Hilaria die nöthigen Vorbereitungen traf, ihre Gäste würdig zu empfangen.

Narcissus und Felix hatten schon am frühen Morgen das Haus verlassen, um die Stadt wiederholt nach allen Richtungen zu durchstreifen. Sie betraten verschiedene Tempel, und staunten über den Reichthum und die Pracht, die in den meisten herrschte. Auf dem Marktplatze gewahrten sie reges Leben und Treiben. Alles, was zur menschlichen Nothdurft und Nahrung gehörte, war in Hülle und Fülle vorhanden und die Käufer feilschten nicht lange wenn ein Gegenstand ihnen besonders wohl gefiel. Als sie wieder die Hauptstraße zurückgingen, begegnete ihnen der Landpfleger Gajus, umgeben von den Liktoren und seinen Clienten, der auf das Richthaus zog, um dort seines Amtes zu walten.

„Die Stadt ist reich und prächtig," sprach Narcissus zu seinem Begleiter. „Heute tritt das um so klarer hervor, da wir die Einwohner in ihrer vollen Thätigkeit betrachten können. Diesen Reichthum an Palästen sieht man sogar in wenig Städten Italiens und gewiß Augusta kann sich den stolzesten an die Seite stellen. Man muß den Römern Gerechtigkeit widerfahren lassen, wohin sie ihren Fuß setzen, verbreiten sie Cultur, feine Sitte und Wohlstand. Die

ganze Gegend wäre heute noch unwirthbar, nur dem Fleiße des Römers verdankt sie die blühende Gestaltung."

„Da hast Du vollständig wahr gesprochen," war Felix's Antwort. „Einen desto härteren Standpunkt werden aber wir haben. Der Reiche und im Ueberfluß Schwelgende wird sich niemals einer Lehre fügen, die von ihm Entsagung und Armuth verlangt. Blick um Dich, von allen Höhen ragen die Tempel hernieder, die sie den falschen Göttern erbaut und in denen sie ihnen Opfer bringen. Ihre Priester wissen sie mit hunderten von Mitteln festzuhalten, schmeicheln ihren Sinnen und zeigen ihnen, wie man die Freuden des Lebens genießen kann. Die Hoffnung in meiner Brust ist gering, daß wir hier mit Erfolg wirken werden."

„Kleingläubiger, als ob nicht jener uns hilfreich zur Seite stünde, dessen Lehre wir verkünden und dessen Allmacht keine Grenzen kennt," erwiderte der Bischof. „Ein Wink von ihm und Alle liegen zu unseren Füßen und die stolzen Tempel zerfallen in Staub. Mich beseligt der Glaube, daß mein Wirken hier ein segensreiches sein und der Same, den ich ausstreue, nicht auf unfruchtbaren Boden fallen werde. Mit heiligem Eifer will ich an das Werk gehen und unser aller Erlöser wird mein Mühen belohnen."

„Verzeih dem schwachen Menschen in mir," bat verwirrt Felix, „wenn er in seinem Glauben noch nicht jene Festigkeit erlangt hat, die ihn alle Hindernisse aus dem Wege räumen läßt. Sei Du mein Vorbild, sei der Stamm, an dem die schwache Pflanze sich emporranken kann und ich weiß, in kurzer Zeit werde ich Deines Lobes würdig sein."

Zufrieden blickte ihn Narcissus an. „Sei getrost mein Sohn," sprach er dann, „Dein Glaube wird Dich stärken und durch ihn wirst Du das Ziel erreichen, das Dir jetzt unmöglich erscheint."

In weiterem, traulichem Gespräche wanderten sie weiter und so vertieft waren sie in dasselbe, daß sie nicht bemerkten, daß die Sonne schon über ihren Häuptern stand und die Hälfte ihres Tagewerkes vollendet hatte. Endlich aber verlangte auch die Natur ihre Rechte und schnelleren Schrittes kehrten sie in das Haus zurück, das ihnen ein gastliches Obdach geboten hatte.

Dort war unterdessen zum würdigen Empfang der eingeladenen Gäste das Möglichste geschehen. In der hell vom Feuer erleuchteten Küche war der Koch mit seinen Gehilfen schon geraume Zeit mit Sieden, Braten und Dämpfen beschäftigt. Der Speisesaal, der an der mitternächtigen Seite des Hauses kühl und anmuthig gelegen war, wurde durch das einfallende Licht der Sonne nur spärlich beleuchtet, doch machte eben dieses Halbdunkel einen für die Augen höchst wohlthuenden Eindruck. Um den schönen, mit kostbarem Cedernholz belegten Tisch standen die zierlichsten, mit dem edelsten Schildpatt belegten Sophas, deren mit weicher Wolle gestopfte Polster mit köstlichen Purpurdecken behangen waren. Darauf lagen, die einzelnen Sitze bezeichnend, weiche mit seidenen Stoffen überzogene Kissen, während der untere Theil des Divans mit weißem, golddurchwirktem Behang bekleidet war. Außerdem standen auf dem Schenktische eine Menge kostbarer Gefäße und der Aufseher über die Tafel war bemüht, Alles zierlich zu ordnen, damit ihn ja kein Tadel seiner Herrin treffen konnte.

Hilaria hatte auch nicht versäumt, nachzusehen, ob Alles nach ihren Befehlen geschehen sei und als sie sich davon überzeugte, sah sie mit Ruhe der Ankunft ihrer Gäste entgegen.

Diese erschienen auch zur festgesetzten Stunde mit Flavius an der Spitze. Es waren mit Flavius sechs junge Männer, angethan mit ihren Festkleidern und den Blumen in den Haaren. Ihre Mienen verriethen die Spannung, mit der sie die Freuden des Mahles erwarteten und so konnte man darauf rechnen, das dasselbe ein besonders heiteres werde.

Hilaria und Afra, welche sich wieder vollkommen wohl fühlte und auf deren Wangen die Röthe zurückgekehrt war, empfingen die Gäste am Eingange zum Saale.

„Sieh da“, sagte Flavius, als er eintrat, „mich dünkt, ich war lange nicht in diesem Gemache. Wie freundlich Du es hast schmücken lassen, Afra. Wahrlich kein passenderes Gemälde konntest Du wählen, als jene Satyren hier, die lustige Weinlese halten. Und dort der erlegte Eber und die Früchtenstücke zwischen den Thüren,

auf denen Drosseln sitzen. Alles scheint darauf berechnet, die Lust zum Mahle zu wecken."

Afra lächelte und ein feurig-liebevoller Blick belohnte ihn für diese Schmeichelworte.

„Ja," fiel Pomponius, einer der Freunde ein. „Afra versteht es besser als Lukretia einen Speisesaal auszustatten, denn diese ließ kürzlich in dem ihrigen die Ermordung Hipparchs und das Urtheil des Brutus malen. Statt anmuthiger Laubgewinde, sieht man dort überall drohende Liktorenbeile.

„Sie hat in ihrer Weise wohl recht," meinte einer der Gäste. „Wenn man jeden Tag den Sohn des Landpflegers im Hause sieht, muß man seinem Geschmacke Rechnung tragen."

„Warum hast Du ihn nicht mitgebracht?" fragte Afra. „Er ist immer ein angenehmer Gesellschafter."

„Mir scheint Du hast Sehnsucht nach ihm," erwiderte etwas spitzig der Gefragte. „Lukretia hält ihn so mit ihren Reizen gefangen, daß er fast jede Gesellschaft meidet, um nur immer zu ihren Füßen liegen zu können."

„Ich will den Koch nicht länger warten lassen," rief nun Hilaria aus, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Kämen die Speisen nicht richtig auf den Tisch, hätten wir die Schuld uns nur selbst zuzuschreiben."

Alle nickten bejahend zu und Afra führte nun Flavius zu dem untersten Platze des mittlern Divans, als dem Ehrenplatze der Tafel. Ihm zur Linken lagerte sich Pomponius und so der Reihe nach die Uebrigen. Rechts davon befanden sich zunächst Afra und dann ihre Mutter.

Als dieses in Ordnung war, kamen einige Sklaven um die Sohlen zu lösen und zwei hochgeschürzte Knaben boten in silbernen Kannen Wasser zum Waschen an. Auf einen Wink Hilarias setzten zwei Diener den Aufsatz, welcher die Eingangsgerichte trug, die den ersten Abschnitt der Mahlzeit bildeten, vorsichtig au den Tisch.

Hilaria's und Afra's Blicke flogen im Kreise umher, um den Eindruck zu sehen, den dieses Meisterstück ihres Koches hervorbrachte.

In der Mitte einer mit Schildpatt belegten Platte stand ein broncenes Pferd, zu dessen beiden Seiten seltene Körbchen hingen, die mit weißen und schwarzen Oliven gefüllt waren. Auf des Thieres Rücken aber saß ein Silen, aus dessen Schlauche eine köstliche Sauce auf das darunter befindliche Fettstück träufelte. Neben dem Pferde lagen über zwei silbernen Rosten fein zubereitete Würste, darunter gemischt Pflaumen. Rings um den Aufsatz wurden silberne Schüsseln gestellt, die zu der leckeren Fleischkost die Zuspeise enthielten, Spargel, Radieschen und andere Erzeugnisse des Gemüsegartens. Außerdem war eine Platte mit warm bereiteten Austern aufgetragen, während die frischen den Gästen, unmittelbar aus den Schalen, soviel sie wünschten, gereicht wurden. Die Gäste waren voll Bewunderung für die Wirthin und langten nun nach Herzenslust nach dem, was sie für das Geeignetste hielten, ihre Eßlust zu reizen.

Eine kurze Zeit herrschte Stillschweigen an der Tafel, Jedes war beschäftigt, von dem Aufgetragenen zu kosten. Eben wollte Flavius das Wort ergreifen, als ein zweiter kleinerer Aufsatz auf den Tisch gestellt wurde, der dem ersten an Seltenheit nichts nachgab. Ueber einem herrlichen Korbe saß eine künstlich aus Holz geschnittene Henne mit ausgebreiteten Flügeln, als wenn sie brüte. Verwundert blickten die Gäste auf den täuschend ähnlich nachgebildeten Vogel. Zwei Aufträger traten herzu, um die Spreu, welche den Korb füllte, zu durchsuchen und die Pfaueneier, die darunter versteckt lagen, hervorzulangen und unter die Gäste zu vertheilen.

„Freunde,“ rief Flavius bei diesem Anblicke aus, „es sind Pfaueneier, welche der Henne untergelegt wurden. Laßt sie uns versuchen, ob ihnen nichts fehlt.“

„Ei doch,“ bemerkte nun Pomponius, der im Begriffe war, das Ei aufzubrechen, „mir scheint, in dem meinen steckt schon ein junger Pfau.“

„Untersuche es doch zuerst,“ lachte nun Flavius, „es könnte doch anders sein.“

„Das möchte ich auch rathen," fügte Afra bei. „Unser Koch versteht auch schon angebrütete Eier trefflich zu bereiten."

Pomponus bemerkte, daß er sich getäuscht hatte. Er sah nun das Ei genau an und siehe es war kein natürliches, sondern aus Teig geformt und in der Mitte des wohl mit Pfeffer gewürzten Dotters ruhte eine Feigendrossel. Diese Entdeckung ließ er sich gefallen, duldete nun gerne die Scherzreden über seine Unkenntniß der edlen Kochkunst und sprach dem dargereichten Honigweine nur um so besser zu.

Nun begannen die von Flavius mitgebrachten Flötenbläser ihr Spiel, um die Gäste bis zum zweiten Gange mit Musik zu unterhalten.

Der Tisch der vor ihnen stand, wurde mit einem purpurnen zottigen Leinentuche gereinigt und dann wieder Wasser dargereicht. Dann traten zwei Knaben herein, geschmückt mit grünen Kränzen; sie trugen zwei sorgsam mit Gyps verschlossene Amphoren herbei, deren zerfressene Kruste auf ein hohes Alter deutete. Sorgfältig wurden nun die Krüge vom Gypse gereinigt und der unter diesem verborgene Kork herausgezogen. Behutsam goß ein Knabe den Wein in den bereitstehendes Sieb, woraus er in die krystallenen Gläser tropfte. Kaum hatten die Gäste davon getrunken, so wurde ein neuer Auffsatz auf die Tafel gestellt. Die Gerichte aber entsprachen keineswegs den Erwartungen der Gäste. Um ein Stück natürlichen Rasens, auf dem eine Scheibe Honig lag, standen im Kreise kleine Schüsseln mit Speisen, wie sie wohl auf dem Tische eines Plebejers nicht aber bei dem Gastmahle einer reichen Familie zu finden waren. Pomponius war aber dennoch der Erste, welcher zulangte. Sowie er indessen die Hand nach den Schlüsseln ausstreckte, hoben auf Hilarias Wink die Knaben den obern Theil des Auffsatzes mit den plebejischen Speisen empor, unter dem eine Menge Schüsseln verborgen waren, die eine reichliche Auswahl der beliebtsten Leckereien darboten. Da standen feiste Ringeltauben und Krammetsvögel, Kapaunen und Enten in deren Mitte ein feistgemästeter Hase prangte, den die Erfindung des Koches durch künstlichen Federschmuck zum Pegasus umgeschaffen hatte. Angenehm

überrascht klatschten die Gäste der Wirthin Beifall zu, die mit selbstzufriedenem Lächeln diese Spende erwiderte. Sofort trat der Vorschneider hinzu und begann mit Würde und Anstand das Geflügel zu zerlegen. Inzwischen versah der Knabe, der den Wein schenkte, fleißig sein Amt und durch die Kraft des Weines belebt, wurde die Gesellschaft mit jeder Minute heiterer, wobei besonders Afra betheiligt war.

Doch die Ueberraschungen sollten kein Ende nehmen. Gerade wollten die Flötenbläser ein neues Stück beginnen, als lauter Hörnerklang erschallte. Eine feierliche Procession trat in den Saal. Vier Sklaven trugen einen ungeheueren Eber herbei, zu dessen Seiten acht Spanferkel lagen, welche des Bäckers geschickte Hand aus süßem Teig mit täuschender Aehnlichkeit nachgebildet hatte. An den mächtigen Hauern des Ebers aber, hingen aus Binsen geflochtene Körbchen, in denen Datteln und Mandeln sich befanden. Kaum hatten die unter der Last des mächtigen Thieres keuchenden Sklaven den stattlichen Braten auf die Tafel niedergesetzt, als ein anderer Vorschneider an den Tisch trat, der wie ein Jäger gekleidet war und mit blinkendem Waidmesser den Eber zu zerlegen anfing. Unterdessen theilten die Knaben die Früchte aus und überreichten jedem der Gäste eines der künstlichen Spanferkel als Angebinde.

Inzwischen hatte Hilaria befohlen, die Fortsetzung des Mahles zu besorgen.

Die Sklaven trugen nun ein Ferkulum auf, das zur nicht geringen Verwunderung der Gäste in einem riesigen Schweine bestand, welches wie der Eber unzertheilt war.

„Wie," rief Flavius aus und erhob sich vom Sitze, „ich glaube gar, der Koch hat vergessen, das Thier auszuweiden."

Hilaria lachte heimlich, befahl aber, den Pflichtvergessenen herbeizurufen. Er erschien auch sogleich und gestand mit betrübter Miene, daß er wirklich außer Acht gelassen habe, das Thier zu reinigen.

„Nun wahrhaftig," rief Pomponius aus, „das ist der nichtswürdigste Sklave, den ich jemals gesehen habe. Hat man doch

schon gehört, daß Jemand vergessen habe, ein Schwein auszuweiden. Wäre er mein Sklave, er müßte hängen."

„Du hättest schwere Züchtigung verdient," wandte sich nun Hilaria an den Koch, „aber danke es meiner guten Laune, daß ich sie Dir erlasse. Zur Strafe sollst Du übrigens sogleich hier vor unsern Augen das versäumte Geschäft nachholen."

Der Koch lächelte dankbar, ergriff ein großes Messer und schlitzte behutsam den Bauch des Thieres auf, dann machte er einen raschen Schnitt und zur angenehmsten Ueberraschung der Gäste stürzten eine Menge verschiedener Würste aus beiden Seiten hervor.

„Das war wirklich ein neuer Scherz," rief Flavius, „aber sage doch Freundin, wie kamst Du auf den Einfall, nach dem Eber ein Schwein auftragen zu lassen?"

„Wenn die übrigen Gäste meiner Meinung sind," meinte Hilaria darauf, „so wollen wir ihm die Freiheit schenken. Nur eine Ueberraschung wollte ich Euch bereiten."

Dieses geschah. Zum Schluße des überreichen Mahles wurden nun noch Pfauen, Fasanen, Gänse und seltene Fische aufgetragen, doch konnten die Gäste wenig mehr davon genießen, da sie schon lange übersättigt waren.

Während nun die Sklaven das Gemach reinigten, ruhten sie nachlässig auf ihren Sitzen hingestreckt von den Strapatzen des Mahles aus. Plötzlich erhob sich ein Geräusch und verwundert blickten sie nach oben. Die Decke des Zimmers that sich auf und herab zur Tafel schwebte ein großer silberner Reif, an welchem Salbenfläschchen aus Silber und Alabaster nebst silbernen Kränzen mit schön ciselirten Bändern und anderen Kleinigkeiten hingen, ein Geschenk für die Freunde der gastfreien Wirthin.

Unterdessen war auch der Nachtisch aufgesetzt worden, an welchem der Bäcker seine ganze Geschicklichkeit verschwendet hatte. Außer mannigfachen Kuchen gab es künstlich geformte Muscheln, Krammetsvögel, die mit getrockneten Weinbeeren und Mandeln gefüllt waren, nebst andern ähnlichen Dingen. Die Gäste wurden nicht müde, die Kunstfertigkeit des Bäckers zu loben und Hilaria nahm

mit wohlgefälligem Lächeln den Beifall an, der aus aller Munde ihrer reichen Mahlzeit gezollt wurde.

„Das ist wahr", rief Flavius aus, „Deine Kunststücke nahmen heute kein Ende und eins war sinnreicher wie das andere. Von Dir kann man lernen, für das Vergnügen der Gäste Sorge zu tragen."

„Es ist nicht mein Verdienst," entgegnete sie, „meine Sklaven haben es sich angelegen sein lassen. Doch nun laßt uns aufstehen um nach der mühevollen Arbeit uns im Freien zu erholen."

Ueber eine Stunde lustwandelten Alle in dem zierlich angelegten Garten und die Sterne glänzten schon am Himmel, als sie endlich das gastfreundliche Haus verließen, begleitet von den Sklaven, die ihnen mit Fackeln nach ihrer Wohnung leuchteten. Am andern Tage wußte die ganze Stadt von den Herrlichkeiten des Mahles zu erzählen und in Manches Brust regte sich ein heimlicher Aerger, daß er nicht auch zu den Glücklichen gehörte, welche daran Theil nehmen konnte.

Um die zehnte Stunde des andern Tages standen Narcissus und Felix vor Afra, die sie zu sich hatte rufen lassen.

„Ihr seid wohl mit meinem Hause zufrieden," sprach sie nach dem ersten Empfange zu ihnen, „denn ich habe den strengsten Befehl gegeben, daß es Euch an nichts fehlen soll."

„Ich danke Deinem Wohlwollen," erwiderte Narcissus „und schätze mich glücklich unter Dein Dach gekommen zu sein. Deine Aufmerksamkeit geht zu weit und ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich sie erwidern kann."

„Mach' Dir darüber keine Sorgen," war des Mädchens verbindliche Antwort. „Wäret Ihr uns lästig, würden wir Euch nicht geöffnet haben. Doch sagt mir, ist dieses Dein Sohn? Woher kommst Du und was hat Dich bis fust an die Grenzeu des römischen Reiches geführt?"

„Wenn Du glaubst in diesem jungen Manne einen Sohn von mir zu erblicken, so täuscht Du Dich," entgegnete der Bischof ruhig. „Er ist mein Begleiter auf einem schwierigen Pfade, den wir wandeln und hat sich freiwillig an mich angeschlossen. Woher wir kommen?

Von Rom, der Stadt von der jetzt das Heil ausgehen soll um die Finsterniß zu zerstreuen, die in den Herzen der Menschen lagert. Meine Wiege stand nicht an der Tiber, sondern fern in Spanien und nur mein Eifer, dem Wohle und Heile der Menschen zu dienen, führte mich hieher.“

„Ich verstehe Deine Worte nicht,“ erwiderte Afra. „Bist Du ein Zauberer, oder ein tiefer Denker, so weihe auch mich in Deine Geheimnisse ein und ich versichere Dich, Du sollst eine gelehrige Schülerin an mir finden.“

„Das gebe der Gott, zu dem ich bete,“ sprach mit erhobener Stimme der Priester „und sollten meine Lehren Eingang in Deine Brust finden, so werde ich die Stunde doppelt glücklich preisen, in der mein Fuß Deine Schwelle betrat.“

„Du machst mich immer neugieriger,“ betheuerte Afra. „So komm des Abends in den Garten, dort können wir ungestört uns unterhalten. Es muß etwas Erhabenes sein, das Du mir verkünden willst, das erkenne ich an dem Ernst Deiner Worte.“

Sie winkte ihm mit der Hand zum Abschiede. Die Beiden verließen das Gemach, im Innern frohbewegt über den glückverheißenden Anfang ihrer Thätigkeit.

Kurze Zeit darauf aber sah Narcissus das Mädchen in hochgeschürztem leichten Gewande dem Tempel der verrufenen Göttin zueilen und es war nun kein Zweifel mehr, daß sie eine Dienerin derselben und ihr Haus eine Wohnstätte des Lasters und der Sünde war. Um so mehr aber reifte in ihm der Vorsatz, sie von diesem schmachvollen Wege abzulenken und eine Bekennerin des Erlösers aus ihr zu machen.

II.

Am Fuße der Berge.

Weit von Augusta gegen Südosten hin, dehnte sich am Fuße der Alleen, zwischen dem Lech und der Isar ein undurchdringlicher

Wald aus, dessen Inneres noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Er zog sich fast von einem Flusse zum andern, setzte sich bis an die Gipfel der Vorberge fort, überragt von den Eisfeldern der höchsten Spitzen und Kämme, denen selbst die Sonne nur einen geringen Theil ihrer starren Decke zu lösen vermochte. An seinen nördlichsten Ausläufern hatte sich ein See*) gebildet, der mit seinen Buchten überall hin sich ausdehnte, doch theilweise gegen die Berge hin sich zu versumpfen begann, wodurch die Gegend ein trübes und einförmiges Aussehen gewann. Mehrere Inseln erhoben sich aus demselben, beschattet von vielhundertjährigen Buchen, Eichen und Linden, zwischen welchen sich einige Tannen erhoben und in dem See spiegelten. In dem Walde hausten Raubthiere aller Art, doch auch der flinke Hirsch und das scheue Reh kamen an den See zur Tränke, während zahllose Wasservögel sich in den Wellen wiegten, oder das dichte Röhricht belebten. Tiefe Stille und Ruhe herschte überall und konnte die ganze Gegend fast unbewohnt genannt werden, hätten nicht einzelne Römer, angelockt von der wildschauerlichen Natur sich einige Landhäuser am Ufer erbaut, um einige Zeit hier der Einsamkeit und der Ruhe zu widmen, die sie in den geräuschvollen Städten nicht fanden.

Nicht weit davon entfernt zog sich die römische Herrstraße, welche von Augusta nach Italien führte dahin. Auf dieser herrschte freilich reges Leben, denn die Saumthiere der Handelsleute, welche die Erzeugnisse des Südens auf ihrem Rücken trugen, zogen hin und her und vermittelten den Verkehr mit dem Süden und Norden. Dann erdröhnte wieder der Schritt der schweren römischen Cohorten, die von einem Castelle oder Lager nach dem andern marschirten, um die Besatzung bald da bald dort zu vermehren, je nachdem es die Sicherheit des Landes erforderte. Ebenso belebten Reisende und Einheimische die Straße, denn der Verkehr zwischen und unter den Ländern war ein lebhafter, hervorgerufen durch die mannigfachen Bedürfnisse, die das verfeinerte Leben erforderte.

Trotzdem trug diese Gegend den Charakter der Urnatur in

---

*) Der heutige Staffelsee.

ihrer ganzen Erhabenheit und Schauerlichkeit. Nur an den Straßenzügen in der Nähe und um die Städte, hatten die Römer den Boden urbar gemacht und angebaut, da aber prangten die fruchtbarsten Getreidefelder, Wiesen und Gärten, letztere oft geziert mit Blumen, die Italiens Gefilden entstammten.

In dem dichten Walde nun fast am Fuße des Berges, der den Eingang in das Bergthal öffnete, stand in einer freien Lichtung eine Hütte, einfach aus rohen Stämmen zusammengefügt, wie die alten Germanen sie von jeher zu bauten pflegten. Breitästige Buchen dehnten ihr Laubdach darüber aus, eine Quelle, die ihren Ursprung fast in Mitte des Berges hatte, rieselte daran vorrüber. Von keiner Seite sah man einen Zugang zu dieser Lichtung und es hielt auch schwer ihn zu finden. Friedliche Waldesruhe lag darüber ausgebreitet und glücklich mußten sich die Menschen fühlen, die diese einsame Hütte bewohnten.

Zwei Männer schritten durch das Dichicht des Waldes dahin, ein jeder derselben trug einen erlegten Hirsch auf seinen Schultern. Man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Eingeborne des Landes waren. Die hohen kraftvollen Gestalten mit den blonden Haaren und blauen Augen ließen darüber keinen Zweifel übrig. Thierhäute waren ihre Bekleidung, Lanzen und ein kurzes Schwert ihre Waffen. Trotz d r schweren Last, die sie trugen, gingen sie doch leicht und elastisch daher. Im Alter mochten sie nur wenige Jahre von einander verschieden sein und daß sie Brüder waren, erkannte man an ihren ähnlichen Gesichtszügen. Ohne je rechts und links zu sehen, schritten sie immer der gleichen Richtung zu ein Beweis, daß sie diese genau kannten.

Wanpald der Aeltere, war mit seinem Bruder Isolf auf die Jagd gezogen, um Weib und Kinder mit frischem Fleische zu versehen, das schon einige Tage in der Hütte fehlte. Das Glück hatte sie begünstigt und so eilten sie heimwärts, um noch vor Einbruch der Nacht das schützende Obdach zu erreichen. Wanpald mit den Seinen hatte bis jetzt den Eroberern des Landes gegenüber seine Freiheit zu bewahren gewußt, wie seine Vorfahren gleichfalls gethan. Es war der größte Feind der Römer und pflanzte

diesen seinen Haß in die Brust seiner Kinder, von denen Fromar sein Sohn, der Jahre achtzehn, Isula aber, die Tochter sechzehn zählte. Sein Weib Berthlind hegte die gleichen Gefühle, die durch die Lieder des alten Barden Goth, der zuweilen die Hütte besuchte, immer auf das Neue angefacht wurden. Wäre es auf den tapferen Bajuwaren angekommen, kein einziger Römer wäre mehr im Lande, so aber mußte er sich mit Ingrimm dem Geschicke beugen, das ihn den Untergang seines Volkes fast allein erleben ließ. Der undurchdringliche Wald, die Abgelegenheit der Gegend, wohl auch die gebotene Vorsicht, sich so wenig wie möglich den Römern zu nähern, ließ ihn bis jetzt in völliger Sicherheit leben. Nahrung und Kleidung boten ihm die Thiere des Waldes, andere Bedürfnisse kannte er nicht.

So hatten sie nun eine Anhöhe erstiegen, von welcher aus man einen kleinen Streifen des entfernten Sees erblickte. Einen grimmen Blick warf Wanpald der Richtung zu, der aber nicht dem blauen Gewässer, sondern den Villen der Römer galt, die an diesem lagen.

„Wie lange wird es noch anstehen,“ sprach er dann zu seinem Bruder „und wir werden auch diesen Wald verlassen müssen, in dem wir und unsere Vorfahren seit undenklichen Zeiten hausten Die Axt unserer Feinde wird ihn lichten und wollen wir nicht in ihrer Nähe leben, sind wir gezwungen, uns weiter in die Berge zurückzuziehen.“

„Es ist wahr,“ war Isolfs Antwort. Wo sich irgend ein Fleckchen findet, das ihnen gefällt, nehmen sie davon Besitz, ohne lange zu fragen, ob sie ein Recht dazu haben oder nicht. Unsere Söhne und Töchter müssen ihnen dienstbar sein und wenn wir es wagen unsere Rechte zu vertheidigen, färbt unser Blut den heimischen Boden. Die Götter haben uns verlassen und dem Verderben Preis gegeben.“

„Die Götter nicht,“ erwiderte ihm rasch der Bruder, „wir selbst sind Feiglinge geworden. Wuotan ist immer noch der Ewige, aber wir sind anders gestaltet wie früher. Statt uns zusammenzuschaaren und die Fremdlinge zu vertreiben, leben wir mißtrauisch

von einander getrennt, ja bekämpfen uns selbst, um jeder Kleinigkeit willen. Die Römer lachen dazu, denn von dem Einzelnen haben sie nichts zu fürchten, wären wir aber geeint, würden sie bald die Besiegten sein."

„Ist es denn unmöglich, diese Eintracht wieder herzustellen?" fragte Isolf.

„Unmöglich nicht, aber eine schwere Aufgabe," war die Antwort. Tausende leben noch von uns zerstreut in den Bergen und die Mehrzahl davon haßt die Römer wie wir. Es müßte wieder ein gewaltiger Held auferstehen, der mit der Macht seines Ansehens sie begeisterte und zu neuen Thaten entflammte. Der aber scheint noch nicht geboren zu sein und wird wohl nie mehr kommen."

„So wäre denn alle Hoffnung entschwunden sich unserer Feinde zu entledigen?" warf Isolf finster ein.

„Wenn nicht Wuotan einen Helden erweckt, dann wohl," sprach Wanpald, „oder ein besonders glückliches Ereigniß eintritt. Ich bin einer der Ersten, der zu den Waffen greift, wenn der Ruf zur Befreiung zu mir dringt und ich werde mich glücklich preisen, wenn ich in diesem Kampfe falle, denn Walhallas Gefilde werde ich dann betreten und für immer mit den tapfern Helden vereinigt sein."

Schweigend schritten nun die beiden Männer dahin in ihre Gedanken vertieft und erst als sie die Lichtung betraten und die Hütte vor sich liegen sahen, hellten sich ihre finsteren Minen wieder auf.

Berthlind war die erste, welche die Ankommenden gewahrte. Ein Ruf in die Hütte ließ nun auch Fromar und Isula hervorstürzen und dem Vater entgegen eilen, dem sie die Last von seinem Rücken nahmen und der Hütte zutrugen.

„Herrliche Thiere," rief Fromar erfreut aus.

„Nun sind wir für lange Zeit versorgt," sprach befriedigt Berthlind, indem sie das erlegte Wild musterte, „und ihr könnt nun der Ruhe pflegen."

„Das Nächstemal werde ich den Vater begleiten," versicherte der kräftige Jüngling. „Des unthätigen Lebens bin ich müde. Mein Sinn verlangt nach Kampf und Gefahren, sie werden meinen Arm stählen und mich zu einem streitbaren Manne machen."

Wohlgefällig ruhte bei diesen Worten des Vaters Auge auf dem Sohne, während Isolf ihm auf die Achsel klopfte.

„Das freut mich von Dir zu hören," sprach dann der Letztere, und ich werde es mir angelegen sein lassen, dich zu einem tüchtigen Manne heranzubilden. Vielleicht wirst Du der, auf den wir sehnlich hoffen, und die Schmach rächen, die unsere Feinde uns angethan."

Nun ging es an das Zerlegen der Hirsche, während Isula ein mächtiges Feuer auf dem Herde der Hütte schürte, an welchem die saftigsten Stücke gebraten wurden. Ermüdet legten sich die beiden Männer auf die Bärenfelle auf dem Boden und sprachen dem Inhalte der Hörner, welche ihnen Berthlind reichte, tapfer zu. Die Waffen hatten sie sorgfältig an den Wänden aufgehangen, sie waren ja der größte Reichthum und der Stolz der Besitzer. Nachdem die einfache Mahlzeit vorüber, hüllten sie sich tiefer in die Felle und bald schlummerten sie ein, um erst am späten Nachmittage wieder zu erwachen.

Ihr erster Blick fiel auf einen Mann, der in eifrigem Gespräche mit Berthlinde begriffen war, das aber leise geführt wurde, um die Schläfer nicht zu wecken. Die weißen Haare des Hauptes und Bartes, welch letztere bis auf die Brust reichten, das eigenartige Gewand, das um die Hüften ein Gürtel zusammenhielt, der grüne Kranz, der sich um die Schläfen wand, verrieth ihn sogleich als einen der alten Seher und Priester, die jetzt keinen eigenen Wohnsitz mehr hatten, sondern von Hütte zu Hütte der Eingebornen wanderten, um deren Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Goth, dieß war der Name des Druiden, kam tief aus den Bergen heraus, um den alten Freund und die Seinen zu besuchen, er wußte ja, daß er jederzeit mit Freuden aufgenommen wurde.

Kaum hatten ihn die Erwachten erblickt, als sie eilig sich vom Lager erhoben und herzlich war die Begrüßung, die nun erfolgte.

„Was veranlaßte Dich, Deinen Fuß in diese Wälder zu setzen,"

fragte dann Wanpald, „denn daß Du nicht umsonst die sonnigen Thäler verließest, weiß ich im Voraus?“

„Da hast Du auch die Wahrheit gesprochen,“ erwiderte ihm der Druide mit sonorer Stimme „und bald sollst Du von Allem Kenntniß erhalten. Aber zuerst laß mich den müden Leib stärken, dann will ich Dir Red und Antwort geben.“

„Da kamst Du zu gelegener Stunde,“ versicherte Berthlind, „heute kann ich Dich bewirthen, wärst Du am Morgen gekommen, wäre ein Trunk das Einzige gewesen, das ich Dir hätte bieten können. Die Männer kamen erst vor kurzer Zeit von der Jagd zurück.“

Sie setzte nun eine der gebratenen Hirschkeulen dem Gaste vor und dessen Appetit strafte seine Worte keineswegs Lügen, denn bald war nur mehr der Knochen davon übrig. Kein Wort wurde gewechselt, man wollte den seltenen Gast nicht stören. Als aber die Mahlzeit beendet, lagerten sich Alle um ihn und ihre spannenden Blicke verriethen, daß sie nun bereit waren, seine Nachrichten zu hören.

„Wie in Eurer Brust, so auch in der meinen lebt der Haß fort,“ begann er dann, „den wir gegen die Unterdrücker unserer Freiheit und Selbstständigkeit empfinden. Doch seit versichert, daß es bei Allen der Fall ist, die noch andere Tage gesehen und die Ueberlieferung treu bewahrt haben, daß wir einst Herren dieses Landes waren und unsern Göttern opfern durften, wo und wie wir wollten. Tausende sind es noch, die unter dieser Last seufzen und deren heißester Wunsch ist, die Ketten zu zerbrechen, die uns fesseln. Es bedarf nur treuen festen Zusammenhaltens und die Fremdherrschaft ist gebrochen. Von Hütte zu Hütte, von Thal zu Thal ziehe ich, um die Herzen der Männer für die große That zu begeistern und sie zu einigem Handeln aufzufordern. Der Erfolg krönte auch mein Mühen. Bei Euch bedarf ich nicht vieler Worte, ich kenne Euch Alle und weiß, daß Ihr die Ersten seid, wenn es gilt Wuotans Schlachtruf erschallen zu lassen.“

Wanpald sprang auf, ein unheimliches Feuer blitzte aus seinen

Augen. „Sage mir die Stunde," rief er aus, „und Du wirst mich und die Meinen bereit finden."

„Die Götter rufen, wir werden ihnen folgen," versicherte begeistert sein Bruder.

„Die Feinde vertilgen, soll von nun an mein Sinnen und Streben sein!" gelobte Fromar.

„Ich werde Euch in den Kampf begleiten und nicht von Eurer Seite weichen," sprach begeistert Berthlind.

Nur Isula schwieg, im Rathe der Männer durfte das Mädchen ihre Stimme nicht erheben. Doch zeigte ihre hocherhobene Gestalt und ihre drohende Haltung, daß sie nicht die Letzte sei, die wenn nöthig an dem Kampfe Theil nehmen werde.

Das Auge des Barden schweifte von Einem zum Andern und ein zufriedenes Lächeln zeigte, wie wohlthuend ihn diese Versichungen berührten.

„So laßt uns die Götter befragen, ob sie geneigt sind, unsere Bitten zu erhören und uns in dem bevorstehenden Kampfe den Sieg zu verleihen," sprach Goth. „Wir wollen ihnen ein Opfer darbringen mit dem Wenigen das wir besitzen, es wird Wuotan desto willkommener sein."

Er schritt auf den zweiten Hirsch zu, den Isolf erlegt hatte, nahm einen Kranz vom Haupte und legte ihn auf das Thier, das damit als Opfer bezeichnet war. Dann winkte er Fromar, dasselbe auf die Schultern zu nehmen und nun zogen sie hinüber über die Lichtung einer wohl tausendjährigen Eiche zu, an deren Stamme einige rohe Felsblöcke aufeinander gelegt waren, den Opferaltar bildend. Eine Rinne welche ausgehauen war, ließ bei lebenden Opfern das Blut der Thiere abfließen, welches dann der Boden aufsaugte.

Dürres Holz wurde nun herbeigetragen, das Wild daraufgelegt und bald stieg die Feuersäule empor und verzehrte es. Goth murmelte aufrecht stehend, die Blicke zum Himmel gewendet, Gebete. In einer gewaltigen Säule stieg der Rauch empor und verlor sich in den Wipfeln der Bäume. Tiefes Schweigen herrschte, nur von dem Knistern des Feuers unterbrochen, dem Fromar

immer neue Nahrung beilegte, bis von dem Wilde nur mehr ein Häufchen Asche und einige Knochen übrig waren.

Dann brach ein jeder einen grünen Zweig von dem Baum, und in feierlichem Zuge umgingen sie dreimal den Altar und warfen dann die Zweige in die erlöschende Gluth.

„Unser Opfer wurde wohlgefällig angenommen," sprach hierauf der Druide. Donar wird unsere Waffen segnen und die Feinde in unsere Hände liefern. Laßt uns zurückkehren und das Opfermahl einnehmen."

Vor der Thüre der Hütte lagerten sich nun die Männer während Berthlind die Kuchen holte und Isula auf das Neue die Hörner füllte. Bald kreisten diese in der Runde und lösten die Zunge. Vieles wurde noch von der Zukunft und ihren Hoffnungen gesprochen und schon lange hatte sich die Nacht auf die Erde gelegt, als endlich Wanpald aufforderte, sich zur Ruhe zu begeben.

Mehrere Tage verweilte Goth in der Hütte. Als er Abschied nahm, versprach er in wenigen Wochen wieder zu kommen, dann sei auch der Tag nicht mehr ferne, an welchem sie den Kampf auf Leben und Tod beginnen wollten.

Die Bewohner der Villen an dem Ufer des nahen Sees hatten keine Ahnung von dem drohenden Ungewitter das sich über ihren Häuptern zusammenzog. In der Villa, welche Flavius, dem Freunde Afra's gehörte, war Freude und Jubel unter den Sklaven und Freigelassenen, denn ein eilender Bote war angekommen und hatte die Nachricht überbracht, daß des Prätors Sohn für einige Zeit in der Stille und Ruhe des Landlebens verweilen wolle, seine Ankunft nahe bevorstehe und deßhalb Alles zu seinem Empfange vorbereitet werden müsse.

Das Landhaus ves Römers lag etwas weiter entfernt, von den übrigen auf einer sanften Anhöhe, die sich um eine kleine Bucht zog, in welche ein silberklares Bächlein sich ergoß. Das Wohnhaus stach, mit seinen hellen Mauern gar grell von den dunkeln Wäldern ab, welche den ganzen See umgaben und sich im Süden und Westen bis hart an die Ufer hinabzogen. Zwischen einzelnen Stellen ragten die Häupter der Berge herein, auf die

man von der Terasse aus einen herrlichen Ausblick hatte. Um die Villa herum lagen sorgfältig angebaute Gemüse- und Fruchtgärten, deren Ertrag die Tafel des Besitzers füllen sollte, was aber des rauhen Klimas wegen nicht immer erreicht wurde. Auch die Obstgärten, welche sich daran reihten, sahen ihre Früchte nur in besonders günstigen Jahren zur vollen Reife gedeihen, so sehr auch die Gärtner bemüht waren, sie vor Frost und Kälte zu schützen. An der Anhöhe hinauf zog sich eine saftige Wiese, von verschlungenen Wegen durchzogen, welche theils in den Wald, theils an den See hinabführten, wo in einzelnen Gebüschen Ruhebänke angebracht waren, oder kunstvolle Marmorstatuen den Wanderer überraschten. Aus den Ställen, welche etwas entfernter und von Bäumen verdeckt standen, hörte man das Brüllen zahlreicher Rinder, ein Beweis daß der Besitzer auch diesem Zweige der Landwirthschaft seine Aufmerksamkeit zuwendete. Es war ein reizendes Fleckchen Erde und ganz dazu angethan, die Sorgen und Mühen des Lebens vergessen zu machen.

So wohlthuend der Anblick dieses Landgutes war, er wurde doch noch von dem Anblick übertroffen, den die ländliche Bevölkerung desselben gewährte. Man sah es den zufriedenen harmlosen Mienen der Leute an, daß sie nicht wie Sklaven gezwungen wurden, ihre Arbeiten zu verrichten. Sie waren gesund und wohlgenährt und nach dem Frohsinn zu urtheilen, mit welchem sie ihre Arbeiten betrieben, hätte man annehmen müssen, ein jeder bearbeite hier sein eigenes Besitzthum. Des Flavius milde Gesinnung, der keinen unbarmherzigen Verwalter duldete, spiegelte sich vornehmlich in den leutseligen Benehmen der Aufseher ab. Daher versah jeder gern und unverdrossen das ihm obliegende Geschäft und eilte dann gegen Abend munter der großen, zum gemeinschaftlichen Aufenthalte dienenden Küche zu, um dort beim Abendessen unter mancherlei Gesprächen und munteren Scherzen von der Arbeit des Tages auszuruhen.

In dem Vestibulum von Flavius Hause stand das Tragbett, in welchem derselbe seine Reise nach der Villa antreten wollte. Sechs stämmige Sklaven, die das Bett zu tragen hatten in hoch-

rother Kleidung standen daneben. Sie mußten den Herrn noch vor Einbruch der Nacht etliche Meilen vor die Stadt auf die Villa eines Freundes tragen, wo der Abschiedsschmaus stattfinden sollte und wo der Reisewagen bereit stand, der ihn dann dem gewünschten Ziele zuführen sollte.

Flavius hatte fast den ganzen Tag in Afras Hause zugebracht, diese jedoch, wie ihre Mutter in einer eigenartigen Stimmung gefunden, die er sich nicht enträthseln konnte. Auch der Abschied des Mädchens kam ihm gewissermassen kalt und gemessen vor und auf alle deßhalb gestellten Fragen erhielt er nur ausweichende Antworten. Als er zu Hause angekommen, die Toga mit dem bequemen Reisekleide wechselte, ärgerte es ihn doch, daß er nicht strenger in sie gedrungen war, ihm die Gründe bekannt zu geben. Nach seiner Zurükkunft, wenn er sie wieder so finden würde, sollte dieses unter allen Umständen geschehen. So beschloß er bei sich. Doch nicht lange dachte er darüber nach, die Sorge für die Reise nahm nun seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er ließ sogleich Cyprius zu sich rufen, um von diesem zu erfahren, ob die Vorbereitungen beendet und als dieser es bejahte, befahl er, so bald wie möglich aufzubrechen. Der Freigelassene rief die Träger und Diener zusammen und nun lagerte sich Flavius auf dem bequemen Pfühl des Tragbettes. Rasch streckten die Skaven die Tragstangen durch die an den Seiten befindlichen Ringe, hoben die Last auf ihre Schultern und schritten rüstig die Straße entlang. Das übrige Gefolge schloß sich dem Zuge an, ein Theil desselben ging vor dem Tragsessel her, um durch das Gewühl der Straßen den Trägern Platz zu machen. Die Uebrigen, von denen jeder einen Pack trug, folgten den Trägern und hielten von diesen die von hinten her Andrängenden fern.

Um so nothwendiger war diese Begleitung, als der Weg bis zum Tempel der Venus durch den lebhafteren Theil der Stadt führte und zu einer Zeit, wo das regste Treiben herrschte. Denn eben nahte die sechste Stunde des Tages und da pflegte in den täglichen Geschäften eine Pause gemacht zu werden, weil sich dann die Römer durch einen Imbiß erquickten. Ein Theil der Bürger

ließ sogar von dieser Stunde an die Arbeit ruhen und pflegte nur noch der Erholung.

Plötzlich mußte der ganze Zug, als sie in Mitte der Hauptstraße waren, halten. Er war auf einen pomphaften Leichenzug gestoßen, der von einer Reihe schwerbeladener Wagen aufgehalten wurde und längere Zeit brauchte, bis der Knäuel sich wieder löste. Flavius, als er die Ursache sah, betrachtete dieses als ein böses Omen und wollte schon den Befehl zur Umkehr geben, als Cyprius an seiner Seite erschien und mit einigen leichtfertigen Worten seine trüben Ahnungen zerstreute. Bald darauf kamen sie an Afra's Hause vorüber, das Flavius sinnend betrachtete. Vielleicht, daß das Glück ihm günstig war und die Freundin heraustrat. Dem war aber nicht so und unwillig legte er sich nun auf die andere Seite und schloß die Augen.

Endlich gelangte der Zug vor das juvavische Thor und schritt unter dem alterthümlichen Bogen hin, an dessen immer feuchtem Gestein große Tropfen des darüber hinweggeleiteten Wassers hingen. Weiter ging es nun rasch auf der breiten glatten Straße dahin, welche nach Juvavia *) führte, zwischen dichten Wäldern dahin. Flavius war eingeschlafen und erwachte erst wieder, als sie dem Landgute nahe waren, das für die erste Nachtruhe bestimmt war.

Lentulus, der Besitzer desselben empfing den Freund mit offenen Armen und nicht lange darauf saßen sie um die reichbedeckte Tafel und schmausten nach Herzenslust. Zwar wollte am Schluße der Gastfreund Flavius vermögen, einige Tage bei ihm zu weilen, allein dieser schlug die Bitte ab, ja beschloß schon mit dem ersten Morgengrauen die gastliche Stätte zu verlassen, da er die Sehnsucht nach dem traulichen See nicht mehr bemeistern könne.

So wurden denn am frühesten Morgen die Träger mit der Sänfte nach Augusta zurück gesendet und unter den Segenswünschen des Lentulus bestieg Flavius nun den bereit gehaltenen Reisewagen. Es war dieses freilich kein Prachtwagen mit vergoldeten Rädern

---

*) Salzburg.

und reicher Silberverzierung, indeß war der Kasten mit schön in Bronze gemeißeltem Laubwerk versehen und aus den Büchsen der Räder schauten bronzene Medusenhäupter empor. Das Verdeck von Leder schützte wider die heißen Sonnenstrahlen, während die zurückgebundenen purpurnen Vorhänge einen angenehmen kühlenden Luftzug gestatteten. Neben Flavius zur Linken nahm der Freigelassene Platz, die Uebrigen setzten sich in die beiden andern Wagen und rasch ging es nun nach kurzem Abschiede von Lentulus dahin.

Nicht lange mehr benützten sie die große Heerstraße, einige Meilen außerhalb der Villa bogen sie südlich ab. Flavius war in der heitersten Stimmung. Die Sonne stieg prachtvoll empor, die Bäume, Gebüsche und Blumen glänzten in Myriaden von Thautropfen, von allen Seiten tönte ihnen der Morgengesang der Vögel entgegen. Es war freilich ein Hochgenuß in der schönen freien Natur im bequemen Wagen dahin zu rollen und vergessen waren die Genüsse der Stadt, so verlockend dieselben auch waren.

Nicht so heiterer Laune war Cyprius. Es war ihm nicht entgangen, daß sich auf der Villa des Lentulus bei ihrer Abreise einige Krähen auf das Dach niedergesetzt hatten und stoßweise ihr heiseres Krächzen hören ließen. Dann, als sie die Hauptstraße verließen und in die Seitenstraße einbogen, gewahrte er bei dem Meilensteine, wie aus diesem eine Natter hervorschoß und ihren Weg quer über die Straße nahm. Das waren keine guten Anzeichen und er war daher wenig geneigt in die Freude seines Herrn einzustimmen.

So ging die Fahrt etwas einsilbig von statten. Bei dem zehnten Meilensteine erreichten sie ein kleines Castrum, das seine Besatzung von Augusta empfangen hatte. Zum Einkehren war es noch zu früh und auch die Aermlichkeit des Ortes lud nicht dazu ein. Obwohl daher die Stunde des Frühstücks längst vorüber war, wurde die Reise doch noch fünf Meilen weiter fortgesetzt bis Abodiakum*). Ehe dieses indessen erreicht wurde, fand noch eine

*) In der Nähe des heutigen Weilheim.

kurze Verzögerung statt, wie sie den Reisenden damals gewöhnlich in der Nähe solcher Landstädtchen begegnete.

Eben fuhren die Wagen eine Anhöhe hinan, die unmittelbar vor dem Orte sich erhob, als eine Schaar schmutziger in Lumpen gehüllter Bettler, die am Abhange der Anhöhe lagerte, aufsprang und auf die Wagen zueilte. Es galt natürlich nichts Anders als die Freigebigkeit der Vorüberfahrenden in möglichst zudringlicher Weise in Anspruch zu nehmen. Den Reisenden kamen die Bettler keineswegs unerwartet, es war nicht das Erstemal daß sie diesen Weg zurücklegten und noch jedesmal, es mochte im Sommer oder in der kälteren Jahreszeit gewesen sein, waren sie hier nicht ungeschoren vorübergekommen. Auch jetzt trafen sie keine Anstalten, sich dem lästigen Andrängen dieser Leute zu entziehen. Im Gegentheil die Wagen hielten still und Cyprius mußte einen Beutel voll Münze, welche er eigens zu solchem Zwecke mitgenommen hatte, unter die schmutzige Schaar austheilen. Nachdem dieses geschehen, entfernte sich das zudringliche Volk ohne ein Wort des Dankes, nur einige warfen dem dahinrollenden Wagen einen Kuß nach.

Bei dem Prätor des Städtchens hätte nun Flavius leicht ein Unterkommen für den Mittag finden können. Allein der Aufenthalt sollte soviel wie möglich abgekürzt werden, um baldigst auf dem Landgute einzutreffen. Die Wagen fuhren deßhalb an einem Gasthofe vor, der weder von außen noch von innen besonders einladend aussah. Doch kam es vornehmlich darauf an, den Pferden für die noch übrige Strecke Weges, die zurückzulegen war, einige Ruhe und eine volle Krippe zu gönnen, weßhalb Flavus bei der Auswahl der Herberge nicht so wählerisch verfuhr. Indessen fand er das, was ihm in diesem Gasthause geboten wurde, doch noch weit über seine Erwartung und so ließ er sich das vorgestellte Essen und Trinken tüchtig munden. Nachdem die Pferde sich hingänglich ausgeruht und gesättigt hatten, brach man wieder auf.

Die Straße war nun wohl nicht mehr so gut, wie früher, das merkten die Insassen des Wagens an den häufigen Stößen und dem Rütteln, wobei manchmal Cyprius ein stiller Fluch über die Lippen kam. Bereits war die Sonne hinter den gewaltigen Riesen=

bergen verschwunden, die nun immer näher traten und einzelne Sterne, die am Himmel sichtbar wurden, verkündeten, daß die Nacht sich anschicke, mit ihrem finstern Mantel Himmel und Erde zu bedecken. In einem Walde, der fast kein Ende mehr zu nehmen schien, fuhren sie nun dahin, der Weg verengte sich immer mehr und mehr und bald lagerte völlige Finsterniß um sie. Die Fahrt konnte nur mehr sehr langsam von statten gehen und zuletzt waren die Sklaven genöthigt, die mitgebrachten Fakeln anzuzünden und dem Wagen vorauszugehen, um den Weg etwas zu beleuchten.

Auch diese Unannehmlichkeit wurde überwunden und zu aller Freude hörte man nun das ferne Anschlagen der Wellen des Sees und damit die Gewißheit, das Ziel der Reise zu erreichen. Kräftiger zogen nun die Pferde an und nachdem noch ein steiler Abhang zurückgelegt war, wurde in wenigen Minuten das Landgut erreicht.

Auf das Herzlichste wurde Flavius von den Seinen begrüßt und unter dem Scheine der Fackeln in das Innere geleitet. Die Ermüdung aber ließ ihn für diesen Abend seinem Gefallen keinen rechten Ausdruck mehr finden und so verabschiedete er Alle mit wenigen freundlichen Worten. Nachdem er das Bad und die seiner harrende Mahlzeit eingenommen, legte er sich zur Ruhe nieder und verfiel nach den Anstrengungen des Tages bald in tiefen Schlaf.

Das Landhaus selbst war, wenn auch nicht prächtig, so doch geschmackvoll und zweckmäßig eingerichtet. Die Fronte lag zwischen Mittag und Morgen und war von einer geräumigen, auf Säulen ruhenden Halle gebildet. Hinter dem Säulengange lag ein einfaches Atrium, dessen Pflasterung mit grünen, schwarzen und weißen Steinen, welche schräg liegende Würfel nachbildeten, einen angenehmen Gegensatz hervorbrachte, zu dem röthlichen Marmor, mit dem die Wände begleitet waren. Aus dem Atrium gelangte man in ein kleines Peristyl, einen trefflichen Aufenthalt bei ungünstiger Witterung, denn die Räume zwischen den Säulen waren mit großen Scheiben des klarsten Frauenglases verschloßen, durch welche der Blick auf das liebliche Grün der Wiesen fiel. Gerade dahinter lag der eigentliche, gleichfalls sehr freundliche Hof des Hauses, auf

dessen freien Platze um ein großes marmornes Brunnenbecken dunkle Sträucher, wie sie die Gegend bot, angepflanzt waren. Daran stieß der Speisesaal, durch dessen Fenster man die Aussicht auf den See und die gegenüberliegenden Berge hatte. An diese grenzten verschiedene Gemächer, welche ihrer mitternächtlichen Lage wegen, besonders im schwülen Sommer einen angenehmen Aufenthalt gewährten. Weiter nach Morgen fanden sich die eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer. Die Ausstattung des Wohnzimmers war einfach, aber freundlich und der grünen Umgebung entsprechend, denn über dem marmornen Sockel waren von kunstreicher Hand gleichsam von Außen hereinreichende Zweige gemalt, auf denen bunte Vögel nicht zu sitzen, sondern zu flattern schienen. Nur an einer Seite wurde der künstliche Garten durch einen Wandschrank unterbrochen, der eine kleine Bibliothek enthielt. Das Schlafzimmer war davon nur durch ein schmales Gemach getrennt, jedoch für die rauhere und kalte Witterung zum Heizen eingerichtet.

Auf der entgegengesetzten Seite wo die volle Abendsonne in die Fenster schaute, waren die Bade- und Spielzimmer angebracht. Wie die Umgebung der Villa aussah, ist schon beschrieben worden. Am liebsten verweilte der Besitzer in den dunklen Laubgängen des Waldes oder des Abends in den Gebüschen am See. Sein Lieblingsplatz, zu dem er zuerst seine Freunde, die auf Besuch kamen, zu führen pflegte, war der Ursprung des murmelnden Baches, der aus einer kolossalen Urne hervorkam, neben welcher sich im weichen Moose eine Nymphe lagerte. So vereinte das Landgut alle Reize der Kunst und der Natur und mit besonderer Vorliebe verwandte Flavius bedeutende Summen auf dasselbe. Auch sah man ihn mitunter selbst anordnend und neue Anlagen den Gärtner beschreibend dahin wandeln und niemals duldete er, daß hier ein Baum gefällt, oder in seinem natürlichen Wuchse gehemmt wurde.

Am Morgen des andern Tages besuchte nun Flavius jede Stelle in Begleitung des Freigelassenen und des Gärtners, lobte und tadelte nach Verdienst und traf dann verschiedene Anordnungen über die Dauer seines Aufenthaltes. Dann besuchte er die Freunde in den benachbarten Villen, von welchen er mit größter Herzlich-

keit aufgenommen wurde. Seine Anwesenheit brachte immer verschiedene Feste mit sich, in deren Veranstaltung er Meister war und so konnte man mit Zuversicht einer vergnügten Zeit entgegensehen.

Flavius war aber nicht nur ein Freund der Künste und Wissenschaft, sondern auch ein tapferer Mann, der sich besonders in den Kriegen der Römer gegen die Thrazier durch Kühnheit und Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte. Dabei liebte er die Jagd über Alles und darum war ihm auch das Besitzthum am See so lieb und werth, weil die Urwälder und das Gebirge nicht nur Hirsche und Rehe, sondern auch Auerochsen, Gemsen und Steinböcke bargen. Gewöhnlich begleitete ihn sein Freund Tullius, Besitzer des nächsten Landgutes auf die Jagd, manchmal aber wurde diese auch in großer Gesellschaft unternommen, dann währte aber das Vergnügen Tage lang und wurde auf viele Meilen ausgedehnt.

Flavius lag einige Tage nach seiner Ankunft auf einer der Ruhebänke am See und sah mit sichtlichen Wohlbehagen dem Spiele der Fische zu, welche in dem klaren Gewässer pfeilschnell hin und her schoßen, oder sich über das Wasser herausschnellten, was jedesmal einen Blitz wie von leuchtendem Silber hervorbrachte. Von der größten Insel des Sees war soeben ein Boot abgestoßen. das seinen Lauf gerade auf die Villa zu nahm und von dem Römer neugierig verfolgt wurde. Als es näher kam, gewahrte er als den Schiffer seinen Freund Tullius und nun sprang er rasch auf um demselben bis an den Landungsplatz entgegenzugehen. Auch dieser gewahrte jetzt den Harrenden und setzte die Ruder fester ein, um schneller das Ziel zu erreichen.

„Dich hätte ich heute noch nicht auf dem See vermuthet," rief Flavius ihm schon von weitem zu, „sage Freund, Du wirst doch keine Nymphe auf der einsamen Insel besucht haben."

Als Tullius ausgestiegen, das Boot befestigt und ihm die Hand gereicht hatte, erwiderte er lachend: „Eine Nymphe ist es schon, die mich immer wieder da hinüber zieht, doch gehört sie nicht dem nassen Elemente an, sondern hat ihren Wohnsitz in jener herrlichen Linde, die stolz und majestätisch wie Du siehst alle

anderen Bäume überragt. Ich verträume dort gerne ein Stündchen, es ist so ruhig und wohlig dort, wie nirgends am ganzen See. Und ich versichere Dich, lese ich dazu Horazens unsterbliche Verse, so fühle ich mich doppelt glücklich."

„Wenn dem so ist, so werde auch ich davon Gebrauch machen," antworte Flavius, „nur werde ich zu einer andern Zeit kommen, um Dich nicht zu störən. Auch ich liebe solche einsame Stunden, die Geist und Herz erfrischen."

„Die Insel hat auch noch andere Reize," fuhr Tullius berichtend fort. „So findet sich ein gewaltiger Hain schlankgewachsener Tannen, dann wieder blumenreichen Wiesen und am südlichen Ende haben die Felsen eine malerische Grotte gebildet, wie sie die Hand des größten Künstlers nicht herzustellen vermochte."

„Du reizest meine Neugierde immer mehr," war die Antwort, als die Beiden dem Landhause zuschritten. „Vielleicht finden sich auf den andern Inseln, es sind ja deren noch genug, eben solche Naturschönheiten und wir können dann stolz darauf sein, sie zuerst entdeckt zu haben. Doch, um mich mit den Vorzügen da drüben bekannt zu machen, bist Du sicher nicht gekommen. Was hast Du also sonst noch auf dem Herzen?"

„Du bist nun schon mehrere Tage anwesend," war die Antwort „und noch haben die wildreichen Wälder nicht vermocht, Deine Jagdlust zu reizen. Wie kommt das Freund? Denn wenn ich mich recht entsinne, so gehörte dieses zu Deinen ersten Vergnügen, wenn Du wieder an diesen Ufern weiltest."

„Du kommst mir zuvor," erwiderte bestimmt Flavius, „nur die Erledigung der nothwendigsten Anordnungen und Geschäfte hielten mich bis jetzt davon ab. Gar oft habe ich schon sehnsuchtsvollst da hinüber geblickt und wärest Du jetzt nicht gekommen, heute noch hätte ich Dich zu einem Jagdzuge aufgefordert."

„Das ist mir lieb zu hören," versicherte Tullius „und kommt meinen Wünschen entgegen. Bestimme nur den Tag und Du wirst mich bereit finden."

„Ich bin von Deiner Bereitwilligkeit überzeugt," war die verbindliche Versicherung. „Ich muß Dir offen gestehen, daß ich

dieses Land jetzt lieben gelernt habe, wenn es auch in dem sonnigen Italien viel schöner und angenehmer sich leben läßt. Es ist rauh und unwirthbar, aber dafür hat es auch seine eigenen Reize. Und die letzten sind seine Wälder nicht, wo der Mann im Kampfe mit den wilden und schnellen Thieren seine Kraft und Gewandheit erproben kann. Als mich mein Vater von Rom nach Augusta berief, zürnte ich ihm, jetzt möchte ich fast sagen, bin ich dankbar dafür."

„Die Jagd ist es nicht allein, die mich anzieht," meinte nun Tullius. „Es gäbe auch noch etwas anderes in den Wäldern, das mir im Sinne liegt, allein dieses Wild ist für uns nicht zu erlegen."

„Was meinst Du damit?" fragte Flavius, indem er den Freund etwas neugierig betrachtete.

„Was anders als die schönen Mädchen der Bajuvaren," lachte Tullius, „die in ihren einsamen Waldhütten ihr Leben vertrauern müssen."

„Diese sind für einen Römer nicht geboren," erwiderte nachdenkend Flavius. „Sie hassen uns als ihre Unterdrücker und ich kann sie deßhalb auch nicht tadeln. Dazu kommt noch, daß ihre ganze Eigenart, ihre Sitten und ihr treues Zusammenhalten sie uns entfremdet. Doch wie lange noch können wir von ihnen reden? In wenigen Jahren werden sie nur mehr der Sage angehören und wir nichts mehr von ihnen zu fürchten haben."

„Von den Wenigen, die noch unter uns leben, will ich nicht sprechen," fügte der Freund bei. „Wer aber bürgt uns, daß nicht von Norden her, neue bis jetzt unbekannte Völker herandrängen und uns den Besitz des Landes streitig machen? Der Untergang der Legionen des Kaisers Augustus ist noch nicht vergessen und wer weiß ob nicht ein zweiter Arminius wieder ersteht.

Flavius lächelte ehe er sprach: „Du siehst viel zu schwarz in die Zukunft. Die weise Fürsorge der Cäsaren hat nicht umsonst in diesem Lande Städte erbaut und jede Anhöhe mit einem Castell geschirmt und offene Lager errichtet. Blicke hinab an die

Danubia*). Dort erhebt sich eine unbezwingliche Mauer, besetzt von den tapfersten Cohorten zum Schutze des Landes, die hinabreicht bis an den Rhenus**) und allen Angriffen Trotz zu bieten vermag. So schnell wird es denn Barbaren nicht gelingen uns niederzuwerfen, der Römer Waffen sind erprobt und gefürchtet. Doch wohin kommen wir. Lassen wir die ungewisse Zukunft und wenden wir uns der frohen Gegenwart zu. Wann wäre es Dir angenehm, die Jagd zu beginnen?"

„Mit dem Grauen des morgigen Tages," war die Antwort.

„Gut, Du sollst mich bereit finden. Der große Wald am Fuße des ersten Berges soll das Revier sein, in welchem wir unser Glück versuchen wollen," bestimmte Flavius. „Nun aber nimm einen Imbiß zu Dir, was mein Haus vermag, steht Dir zu Gebote und ich glaube sicher, die frische Seeluft wird Deinen Appetit gefördert haben."

Auf seinen Ruf erschienen die Diener und bedeckten in der Säulenhalle den Tisch mit manigfaltigen Speisen, worunter die schuppigen Bewohner des Sees den besonderen Beifall des Gastes erlangten. Dann entfernte sich dieser um die Vorbereitungen für den kommenden Morgen zu treffen.

Kaum wurde der erste Morgenstreifen am Horizonte sichtbar, als Tullius, begleitet von einem Sklaven, der den Jagdsperr trug, in Flavius Landhaus erschien in dem leichten Jagdkleide, das Arme und Füße nackt ließ, um die Bewegungen nicht zu hemmen. Sie bestiegen nun leichte Pferde, welche sie, nur von dem Sklaven gefolgt, in raschen Laufe über die Wiesen und Anhöhen trugen, die sie von dem Beginne des Waldes trennten. Hier angekommen, griffen sie zu den Sperren, schnallten das Gehänge fester, an dem das kurze zweischneidige Schwert hing und bedeuteten dem Sklaven mit den Pferden sie etwas weiter unten, wo der Sumpf in ungeheurer Breite sich ausdehnte, zu erwarten.

Bald waren sie unter den dichten Bäumen verschwunden und der Diener legte sich in das hochaufgeschossene Gras, die Pferde

*) Donau. **) Rhein.

sich selbst überlassend, welche durch lautes Wiehern und muthige Sprünge sich ihrer Freiheit erfreuten.

Enger wölbten sich die Kronen der Bäume, immer dichter wurde das Dunkel, das die Jäger umgab, kein Sonnenstrahl war im Stande, hier durchzudringen. Das Moos, das die Bäume bedeckte, wies ihnen allein die Richtung, die sie zu nehmen hatten und gar oft strauchelte ihr Fuß, wenn dieser sich in den Wurzeln verfing, die überall aus dem Boden hervortrieben. Schweigend schritten die Beiden nebeneinander, nur ihre Blicke drangen durch die Lichtungen, die sich stellenweise jetzt noch zeigten, um das ersehnte Wild zu erspähen. Tullius, der schon öfter wie sein Freund hier gejagt hatte, nahm nach fast einstündiger Wanderung eine mehr westliche Richtung an, um den gewaltigen Gebirgsbach zu erreichen, der aus einer Felsenschlucht tosend und brausend hervorbrach und von welchem ihm bekannt war, daß sich dort das Wild zahlreich zur Tränke versammelte.

Es war ein beschwerlicher Weg, den sie zurückzulegen hatten, allein ihr Eifer und die immer mehr erwachende Jagdlust ließ sie Alles überwinden. Endlich wurde der Wald etwas lichter und das dumpfe Brausen, das an ihre Ohren schlug, verkündete, daß sie dem Ziele nahe waren. Doch mußte noch mancher bemooste Felsblock, den die Gewalt der Gewässer von den Bergen herabgeschwemmt hatte, umgangen werden, mancher faulende Stamm übersprungen und lockeres Kiesgerölle durchschritten werden, ehe sie den Rand des staubsprühenden Baches erreichten.

Ihre Hoffnung aber, hier einen der Bewohner des Waldes zu finden, erfüllte sich nicht. Nur verschiedene frische Fährten, die sich in dem feuchten Moose, oder nassen Sande abgedrückt hatten, gewahrten sie, waren jedoch auch ein Beweis, das sie wohl die günstigste Zeit versäumt hatten.

„Es scheint, wir sind zu spät aufgestanden," sprach Flavius unwillig zu seinem Begleiter „und haben nun das Nachsehen. Bis zum Abende aber hier zu warten, bis die Thiere wieder zurückkehren, dürfte wohl nicht rathsam sein und fühle ich auch wenig Lust in mir."

„Zähme Deine Ungeduld,“ erwiderte ihm Tullius ruhig. „Würdest Du genauer beobachtet haben, so hättest Du gefunden, daß diese Spuren nur dem leichten Wilde angehören, nach dem ich gerade keine Sehnsucht habe. Den tiefen Eindruck des Ur und den breiten Eindruck des Bären vermisse ich noch, es ist daher immer noch Hoffnung vorhanden, daß wir einen davon zu Gesichte bekommen werden. Laß uns daher hinter dieser Buche harren und schärfe Dein Auge, wenn Du den Speer wirfst, denn triffst Du nicht genau die Gegend des Herzens, so kann uns ein verzweifelter Kampf bevorstehen, oder die gehoffte Beute ist für uns verloren. Also Geduld, Sicherheit und Muth!“

Flavius vertrauend auf die Erfahrung des Freundes, folgte diesem und fast regunslos, warteten sie nun hinter dem Baume. Ihre Geduld wurde aber auf eine Probe gestellt, denn nichts ließ sich sehen, nur einmal hatte ein stattlicher Hirsch sein breitästiges Geweihe hinter einem Gebüsche gezeigt, war aber sofort mit einem mächtigen Satze verschwunden, warscheinlich hatte er die Näye seiner Feinde gewittert.

Flavius wurde ungeduldig und wollte schon seinen Standort verlassen, als Beide das Knicken von Zweigen und das Gebrumm eines Ur vernahmen, das immer näher kam. Sie sprachen kein Wort, wechselten nur einen Blick des Einverständnisses und umfaßten fester den Schaft der Speere.

Nach wenigen Minuten brach ein mächtiges Thier, wie selbst Tullius noch keines gesehen, durch das entgegengesetzte Gebüsche und lugte vorsichtig mit seinen funkelnden Augen nach allen Seiten. Er schien ihm etwas nicht recht zu behagen, denn ein paarmal schnupperte es mit der Nase hoch in die Luft, dann schüttelte es zornig die Mähne und stampfte dazu mit den Füßen, daß Sand und Gries weithin flogen. Nach und nach beruhigte er sich jedoch und schritt nun vollends dem Bache zu, um seinen Durst zu stellen.

Auf ein Zeichen Tullius schlichen sich nun die Beiden im Rücken des Thieres näher heran, um dasselbe in die Wurfweite ihrer Speere zu erhalten. Es gelang ihnen dieses auch, ohne daß

der Ur das Nahen seiner Feinde bemerkte. Langsam erhob nun Tullius die todtbringende Waffe, Flavius folgte seinem Beispiele. Zu gleicher Zeit sandten sie das Geschoß in die Weichen des Thieres, aber nur Flavius Speer saß fest, während jener des Tullius abprallte und zu Boden fiel. Im gleichen Augenblicke zogen sie auch ihre Schwerter, denn es war leicht möglich, daß der verwundete Ur sich auf sie stürzte und dann hieß es allen Muth und Gewandtheit zusammennehmen, wollten sie nicht zertreten, oder von den Hörnern gespiest eine unfreiwillige Reise in die Luft machen. Allein zu ihrem Erstaunen wandte sich dieser nicht gegen seine Angreifer, sondern eilte mit mächtigen Sätzen, nachdem er ein ohrbetäubendes Gebrüll ausgestoßen hatte, dem Dickichte des Waldes zu.

Die beiden Jäger aber nun stürmten hinter ihm her, denn eine solch seltene Beute konnten sie sich doch nicht entgehen lassen. Es war aber die Verfolgung des verwundeten und gereizten Thieres mit manigfachen Schwierigkeiten verbunden. Unaufhaltsam eilte es zwischen den Bäumen hindurch, aus der offenen Wunde träufelte das Blut auf das grüne Moos. Flavius war immer dicht hinter ihm, er hätte es gerne zum stehen gebracht und den Kampf aufgenommen. Er achtete in seinem Eifer nicht mehr auf den Freund und seine warnenden Zurufe und so kam es, daß er sich plötzlich nun mit dem Thiere allein sah. Tullius Kräfte waren erschöpft, er vermochte nicht mehr zu folgen. Ueber eine Stunde währte die verwegene Jagd, als endlich der Ur seine Eile mäßigte und einigemale nach seinem Verfolger drohend blickte. Plötzlich aber wandte er sich um, senkte den Kopf, brüllte was aus seiner Kehle ging und stürzte sich dann auf Flavius. Dieser hatte aber die Bewegungen des Thieres genau beobachtet und durch einen Sprung hatte er den ersten Anprall vermieden. Mit der ihm eigenen Kühnheit rannte er nun an die rechte Seite des Brüllenden und stieß ihm das Schwert bis in das Heft in die Weichen. Einen gewaltigen Sprung machte nun noch das schwerverwundete Thier, dann brach es zusammen und peitschte mit seinen Füßen die Erde, die von dem dunklen Blutstrome gefärbt wurde. Aber nicht so rasch, wie Flavius glaubte entfloh das Leben. Aus dem mächtigen

Körper mußte er noch manche Todeszuckungen mit ansehen, bis endlich das Auge brach und das Thier verendete.

Jetzt erst gewahrte der siegestrunkene Jäger, daß er sich mit dem Ur allein befand. Anfänglich glaubte er, daß sein Begleiter nicht weit entfernt sein könne und beschloß ermüdet wie er war, auf dem weichen Moose auszuruhen und dessen Ankunft zu erwarten. Kaum aber lag er behaglich hingestreckt, als seine Augenlider immer schwerer wurden und so sehr er auch dagegen ankämpfte, zuletzt konnte er der Gewalt des Schlafes nicht mehr widerstehen. Als er wieder erwachte, fiel sein erster Blick auf den erlegten Ur, zu seinem Schrecken aber gewahrte er, daß Tullius ihn nicht gefunden und schon der Abend nahte. Er sah ein, daß er den Rückweg bei der herrschenden Dunkelheit nicht finden könne und daß er jedenfalls den kommenden Morgen im Walde erwarten müsse. Er rief, so laut er vermochte den Namen des Freundes durch die Bäume hin, allein ohne den gehofften Erfolg. Alles blieb stille und so gab er bald den nutzlosen Versuch auf. Er überlegte nun, was er weiter beginnen solle und kam dann zu dem Entschlusse, so lange es die Dämmerung gestatte, im Walde zurückzukehren, wenigstens glaubte er dann am Morgen bald wieder das Freie zu erreichen.

So schritt er langsam unter den Bäumen weiter, aber in der herrschenden Dunkelheit verfehlte er nun die Richtung und statt dem Ende des Waldes entgegenzugehen, drang er immer tiefer in diesen ein. Bald umgab ihn völlige Nacht und er dachte schon daran sich unter einer knorrigen Eiche niederzulegen, als er den flackernden Schein eines fernen Feuers gewahrte. Anfangs glaubte er, sich getäuscht zu haben, allein je schärfer er seine Augen anstrengte, um so mehr wurde ihm Gewißheit, daß er sich nicht ferne einer menschlichen Wohnung befand. Ohne Furcht eilte er so schnell es seine Füße erlaubten, dem Scheine zu und trat bald auf die Lichtung hinaus, in der Wanpalds Hütte stand.

In diese Gegend des Waldes war er noch nie vorgedrungen und so war er nicht wenig erstaunt diese bewohnt zu finden. Hinter einem Baume verborgen, beobachtete er zuerst genau die Hütte, aus deren offener Thüre ihm das Feuer den Weg bezeichnet hatte.

Ein schlankes Mädchen trug Holz herbei, sonst gewahrte er Niemand. Entschlossen überschritt er nun die Lichtung, waren die Bewohner der Hütte den Römern auch feindlich gesinnt, so wußte er doch, daß wenn er die Schwelle übertreten hatte, ihm kein Haar gekrümmt werde, denn die Gastfreundschaft wurde bei den Bajuwaren heilig gehalten.

Als Isula den Römer gewahrte, dessen zerfetzte Kleidung auf eine mühselige Wanderung durch den Wald schließen ließ, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung und Verwunderung aus. Als nun aber Flavius die Hütte betrat, sprangen Wanpald, Fromar und Isolf von ihrem Lager auf und betrachteten den Fremden mit finsteren Blicken, die dem Römer jedoch keine Furcht einzuflößen vermochten.

„Was führt Dich unter mein Dach?" fragte Wanpald.

„Ich habe den Ur im Walde gejagt und erlegt," erwiderte Flavius „und bei der Verfolgung desselben den Freund verloren und mich verirrt. Du wirst mir Gastfreundschaft gewähren und kommst Du hinaus an den See, so wirst Du in dem Hause des Römers Flavius das Gleiche finden.'

„Sie sei Dir gewährt, Du stehst unter meinem Schutze," war des Bajuwaren Antwort. „Die Götter gebieten es."

Auf ein Zeichen von ihm trug Isula die besten Bärenfelle herbei, die in einer Ecke der Hütte aufbewahrt wurden und bereitete daraus dem Gaste neben dem Heerde ein weiches Lager. Flavius hing sein Schwert an den Thürpfosten, zum Zeichen, daß er völlig dem Herrn der Hütte vertraue und legte sich dann nieder. Wanpald füllte ihm selbst das Horn und reichte ihm den Willkommtrunk, während Berthlind am Heerde sich beschäftigte, um einen Imbiß zu bereiten. Unterdessen erzählte der Römer sein Abenteuer und pries sich zum Schluße glücklich, ein so gastliches Obdach gefunden zu haben.

Bald erlosch jedoch das Feuer und Bajuwaren wie der Römer versanken in festen Schlaf. Am andern Morgen wurde Flavius noch einmal bewirthet, ehe er Abschied nahm. Als er mit Wanpald, der ihm seine Begleitung bis zum Ende des Waldes ange-

boten hatte, vor die Hütte trat, stand Isula vor derselben. Nun erst gewahrte der Römer die Schönheit des Mädchens uud als ihm diese offen in die Augen sah, schlug er die seinen verwirrt zu Boden. Das goldgelbe Haar, das ihr um den Nacken hing, wetteiferte fast mit dem Glanze der aufgehenden Sonne und das blaue Auge blickte so mildfreundlich, wie Flavius noch bei keinem Mädchen gesehen. Der schlanke Wuchs, die Fülle der Formen, die Frische der Gesichtsfarbe zeigte deutlich das Kind des Waldes, das in ungebundener Freiheit herangewachsen und sich entwickelt hatte. Es zuckte in dem Herzen des Römers und ein ungekanntes Gefühl bewegte seine Brust. Gerne wäre er jetzt noch länger geblieben, allein die Sitte der Gastfreundschaft verbot ein weiteres Verweilen. So blieb ihm nichts übrig, als des Mädchens Bild in sich aufzunehmen, um in der Erinnerung an sie schwelgen zu können. Wanpald schien zu bemerken, was in der Brust des Römers vorging, denn finsterer wurden seine Züge und fast drohend mahnte er zur Eile. Flavius mußte sich trennen, noch einen Blick warf er auf Isula, dann folgte er Wanpald und in wenigen Minuten waren sie unter den Bäumen verschwunden.

Schweigend durchschritten sie den Wald, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Erst am Saume blieb der Bajuware stehen und deutete mit dem Finger auf den ruhig daliegenden See.

„Dort ist Deine Heimath," sprach er kurz zu ihm, „Du hast nun nichts mehr zu befürchten. Lebe wohl und vergiß daß Du in diesem Walde eine Hütte gefunden."

Ehe der Römer jedoch ein Wort des Dankes erwidern konnte, hatte ihm Wanpald den Rücken gewendet und schritt dem Walde zu. Flavius wußte wohl, was der Gastfreund mit diesem Worten andeuten wollte, ob er aber im Stande war zu vergessen, war eine andere Frage.

Mit Jubel wurde er von den Seinen auf dem Landgute und von Tullius empfangen, der bereits den Befehl gegeben hatte den Wald nach allen Richtungen zu durchsuchen, um den Verlorenen aufzufinden. Flavius aber beantwortete alle an ihn gerichteten

Fragen über sein Verbleiben ausweichend und ertheilte nur den Auftrag den erlegten Ur zur Stelle zu schaffen.

Von diesem Tage an mied er fast jede Gesellschaft und gar oft fuhr er hinüber nach der einsamen Insel, um unter der gewaltigen Linde in der Erinnerung an das schöne Mädchen einige Stundeu zu verträumen.

III.

Von der Sünde zum Heile.

In dem Hause Afra's herrschte unterdessen Jubel und Freude. Es war wenige Tage nachdem Flavius die Stadt verlassen hatte, als Afer, der Bruder von Afras Vater aus Italien zurückkehrte, wo er lange am Hofe des Kaisers Diokletian verweilt hatte. Die Sehnsucht nach den Seinen vermochte ihn, allen Ehren und dem Glanze der Römerstadt und seiner Herscher zu entsagen, auch hatte er schon lange den Wunsch gehegt, seine übrigen Lebenstage in Muße verbringen zu können. Mit offenen Armen wurde er von Hilaria und dem Mädchen empfangen und fast eine Woche währten die Freudenfeste, die seiner glücklichen Rückkehr wegen gefeiert wurden.

Narcissus und Felix machten auf den Angekommenen einen eigenthümlichen Eindruck. Anfangs ging er ihnen scheu aus dem Wege, ja er verlangte sogar von Hilaria die Entfernung derselben aus dem Hause. Allein diese schlug ihm seinen Wunsch ab mit dem Bemerken, daß es ganz unschädliche Männer seien, die Niemanden belästigten und ruhig ihres Weges gingen. Auf dieses hin wurde Afer ihnen geneigter und es vergingen nur wenige Tage, so suchte er ihre Gesellschaft auf und nun saß er oft stundenlang bei ihnen in der Säulenhalle und lauschte den beredten Worten des Bischofs. Hilaria und Afra fingen nun ebenfalls an, diese Unterhaltungen zu besuchen und zuletzt wurden sie die eifrigsten Zuhörerinnen.

Das wollte Narcissus. Er hatte sofort erkannt, in welchem

Hause er war, sich aber zugleich vorgenommen, die Bewohner desselben von dem Wege des Lasters abzubringen und dem Heile zuzuführen. Seine Menschenkenntniß und Lebenserfahrung sagte ihm, daß er vorsichtig zu Werke gehen müsse und darum schien er sich auch am Anfange um das Thun und Treiben nicht zu kümmern, obwohl er für Alles, was vorging, ein wachsames Auge hatte. Daß Felix auf Afra einen tieferen Eindruck gemacht, ging aus ihrem Benehmen gegen diesen hervor. Gar oft, wenn er zurückkehrte, fand er einen besondern Leckerbissen auf dem Tische stehen, oder wohlriechende Blumen waren auf sein Lager gestreut. Auch wenn ihm Afra im Hause begegnete, betrachtete sie ihn mit liebenden Blicken, die aber auf Felix keinen Eindruck hervorzubringen vermochten. Diese Kälte fachte ihre Liebe nur immer mehr an und sie beschloß, um jeden Preis den Jüngling für sich zu gewinnen; hatte ihr bis jetzt doch Keiner widerstehen können, warum sollten ihre Künste allein an dem Fremdlinge scheitern.

Aus diesem Grunde war sie auch immer zurückhaltender gegen Flavius geworden und die Kunde seiner Abreise auf das Landgut hatte sie mit Freude und einer gewissen inneren Befriedigung gehört.

Ihre sinnlichen Hoffnungen sollten aber getäuscht werden. Eines Abends überraschte sie Felix, wie er auf den Knieen lag, die Hände empor gehoben und inbrünstig um ihre Bekehrung zu Gott flehte. Sie verstand zwar den vollen Sinn der gehörten Worte nicht, doch fühlte sie in ihrem Innern, daß es sich um etwas Hohes handle, für das sie kein Verständniß hatte. Mit hochgerötheten Wangen eilte sie zu ihrer Mutter und erzählte dieser, was sie gesehen und gehört. Diese schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und meinte, nur ihre Einbildungskraft habe ihr damit einen bösen Streich gespielt und sie höchst wahrscheinlich nicht richtig gesehen. Von nun an war aber die Neugierde der Beiden doch rege geworden und als nun Afer über die Unterredungen mit Narcissus nur Rühmenswerthes zu berichten wußte, nahmen sie ebenfalls daran Theil.

So saßen sie wieder an einem Abende beisammen, Narcissus

in der Mitte, Felix neben ihm. Die Sonne war eben im Untergange begriffen und sandte ihre letzten Strahlen über den Hof und in die Säulenhallen, welche mit ihren Statuen und Gemälden von einem rosigen Dufte überhaucht waren. Alle hingen an den Lippen des ehrwürdigen Mannes, der mit überzeugender Wahrheit und Begeisterung ihnen die neuen Lehren des Heils verkündete.

„Was sind Euere Götter," sprach er zu ihnen, „gegen den einzig wahren Gott, den ich Euch verkünde und von dem allein das Heil der ganzen Menschheit ausgeht. Habt ihr von Jupiter je schon eine Handlung gesehen, die Euch Freude oder Furcht einzuflößen vermochte. Ein Steinbild steht er da, in Euren Tempeln ohne Leben und niemals schleudert er die drohenden Blitze, die er in seiner Hand trägt. Alles ist eitel Lug und Trug, was Eure Priester von seiner Macht und Herrlichkeit erzählen, sie täuschen Euch damit, um Euch in Abhängigkeit und Unwissenheit zu erhalten. Ihr könnt ihn in Stücke schlagen und habt doch nichts zu befürchten, weil ihr nur ein Gebild, aus Menschenhänden verfertigt, zerstört. Und so ist es mit allen Euren Göttern, denen ihr die verwerflichsten Tempel errichtet und Opfer darbringt, die Euch nie Früchte bringen. Ihr lebt nur für diese Welt und trostlos ist Euer Streben, denn ihr kennt nichts Anderes als daß Eure Seelen hinabwandeln zum finsteren Orkus, wo für Euch Alles endet. Der, von dem ich Euch aber erzähle, ist die Ewigkeit selbst und seine Religion das Licht, das unser Dasein erfüllt und uns zu ihm erhebt. Der Tod hat für uns keine Schrecken mehr, er ist nur die Pforte, durch die wir eingehen zu ewiger Glückseligkeit, denn ich sage Euch, wer an diesen Erlöser glaubt, wird ewig leben."

„Warum ist aber der Weise nicht früher erstanden?" wandte Afer ein, „und ließ die Welt so lange in Finsterniß?"

„Erzähle uns von ihm und seinen Thaten, wenn wir an ihn glauben sollen," forderte Afra auf.

„Ist er so mächtig, wie Du sagst und unsere Götter nichts gegen ihn, warum vertilgt er diese dann nicht mit einem Schlage," fragte Hilaria. „Dann würden wir in einem Augenblicke von der

Wahrheit Deiner Worte überzeugt sein und den falschen Göttern den Rücken kehren."

„Sein Vater, der vom Anfange war und bis an das Ende sein wird," erwiderte Narcissus auf alle diese Fragen, hat seinen Sohn, den Erlöser der Welt, schon vor Jahrhunderten durch den Mund seiner Propheten, verkündet und der Menschheit verheißen. Diese mußte zuerst durch die Schule der Leiden gehen, um seiner würdig zu werden, es war so in seinem Willen gelegen, bis sein Sohn herniederstieg von Himmelshöhen, Menschengestalt annahm, lehrte und predigte, um endlich durch seinen Tod am Kreuze sein letztes Liebeswerk zu vollbringen."

Höher hob sich seine Stimme, als er nun die Geburt Jesu, sein Wirken und seine Lehre verkündete, als er ihnen erzählte, wie er selbst den schmachvollsten Tod am Kreuze duldete, um den Willen seines Vaters zu erfüllen, den sündigen Menschen zu lieb.

„Aber er ist nicht gestorben, er ist wieder auferstanden und weilt unter uns," fuhr er dann überzeugend fort, „und seine Jünger sandte er aus zu allen Völkern, um seine Lehren zu verkünden und sie vor ewiger Verdammniß zu retten. Seine Religion ist jene der Liebe, Barmherzigkeit und Milde, er verlangt keine blutigen Opfer, wie Eure Götter, sondern er will nur, daß wir ihm im Geist und in der Wahrheit dienen und dafür verheißt er uns ein ewiges Leben."

„Und Du bist einer seiner Jünger?" fragte Afer.

„Kein höheres Glück hätte mir zu Theil werden können," sprach Narcissus, „allein dem ist nicht so, denn schon drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem der Erlöser auf Erden wandelte. Ich bin nur ein Verkünder seiner Lehren und um sie in alle Welt zu verbreiten, ziehe ich von Stadt zu Stadt."

„Glauben schon Viele an den von Dir so Gepriesenen?" fragte Afra.

„Tausende und Tausende," war die Versicherung „und alle sind bereit, für ihren Glauben Alles zu opfern. Jeden Tag fließt das Blut der Christen in dem Colosseum in Rom, den wilden Thieren werden sie vorgeworfen, an's Kreuz geschlagen, enthauptet und mit

allen möglichen Qualen gefoltert. Aber nichts ist im Stande, sie wankend zu machen, alle bekennen freudig ihren Erlöser und gehen muthig in den Tod. Ein jeder dieser Blutzeugen erweckt neue und ich sage Euch, die Tage Eurer Götter sind gezählt und bald werden ihre Tempel und Altäre verlassen stehen."

In tiefes Nachsinnen verfielen die Zuhörer, so überzeugend hatten sie noch keinen Mann sprechen gehört. Die kommenden Tage mied Afra den Tempel der Venus, gar oft sah man sie sinnend unter den Bäumen des Gartens wandeln und ihre Blicke zum Himmel gerichtet, als ob sie von oben Erleuchtung erflehen wollte. Sie konnte die Stunde kaum mehr erwarten, in der Narcissus wiederkehrte und seine Lehren fortsetzte. Sie durchkämpfte aber schwere Stunden, denn Alles müsse sie hingeben, verlangte der neue Glauben, Ehre, Reichthum und Ansehen, wenn sie eine würdige Nachfolgerin des Herrn werden wollte.

Sie, die in allem Ueberflusse geboren und erzogen war, der von allen Seiten geschmeichelt wurde, ja, die sich von der Männerwelt fast vergöttert sah, sollte nun arm werden und nichts mehr ihr Eigen nennen. Das war zu viel verlangt, das konnte sie auf einmal nicht über das Herz bringen und wußte man denn so gewiß, daß die Lehren des fremden Mannes auch wahr seien und wirklich eine solche Ruhe und Freudigkeit in das Innere einziehen werde, wie er es verhieß? Waren am Ende die alten Götter nicht doch mächtiger als der neue Gott und konnten sich an den Abtrünnigen rächen. Was verlangten sie von den Menschen? Nichts als zu gewisser Zeit ein Opfer, dafür aber konnte man in Lust und Freude leben, wie man wollte. Wäre an diesem neuen Glauben nichts Gefährliches und Staatsverderbendes, so würden ihn die Kaiser nicht verfolgen, sondern ihn selbst annehmen und beschützen.

Solche Zweifel tauchten in Afras Seele auf und machte sie wieder schwankend. Nein, sie wollte ihre Götter nicht verlassen, die sie bisher verehrt hatte und die ihr ein Leben voll Anmuth und Lust gewährten. Und wenn auch mit dem Tode Alles vorüber war, so wollte sie desto mehr das Leben genießen, diese kurze

Spanne Zeit benützen, so gut sie es vermochte. Dann aber dachte sie wieder über die Fortdauer in einem anderen Leben, über die Unsterblichkeit der Seele nach und daß dieser Glaube es sei, welcher Trost in das Herz des Leidenden, Muth in jenes der Streitenden gieße und selbst bei wachsender Gefahr kühne Verachtung des Todes einflöße. So war sie ein schwankendes Rohr, das vom Sturme hin- und hergetrieben, keinen festen Halt finden konnte, bis endlich doch die Ueberzeugung sich volle Bahn brach und sie den Stamm fand, an dem sie sich emporranken konnte.

Zu Narcissus und Felix war die Kunde gekommen, daß sich in der gegen Süden gelegenen Stadt Campodunum*) unter der römischen Besatzung mehrere Christen befänden, daß aber die Gefahr bestehe, wenn diese nicht in ihrem Glauben neu befestigt würden, sie wieder dem Heidenthume anheimfallen könnten. Der Entschluß des Bischofs bei dieser Nachricht stand sofort fest, daß es seine Pflicht sei, dahin zu reisen, und deren Abfall zu verhindern, und womöglich auch dort neue Bekenner zu gewinnen. Felix sollte in Augusta zurückbleiben, um das begonnene Werk fortzusetzen, nach kurzem Zeitraume wollte Narcissus wieder zurückkehren.

Als er über Alles mit seinem Diakone Rücksprache genommen, trat er vor Hilaria und Afra, um sie von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Fast erschrocken blickten ihn die Beiden an.

„Du willst uns verlassen," sprach Hilaria, fast mit Thränen in den Augen, zu ihm. „Gefällt es Dir nicht mehr in unserem Hause oder hat Dich Jemand gekränkt?"

„Nicht doch," erwiderte Narcissus, „die Pflicht allein ist es, die mir auf kurze Zeit gebietet, von dannen zu ziehen. Bald werde ich wieder unter Euch sein, in der Hoffnung, Euch unter die Schaar der Gläubigen aufnehmen zu können."

„Es wird traurig und einsam in unserm Hause werden," klagte Afra „und die Stunden trübe dahinfließen."

„Ich lasse Euch Felix zurück, der fortsetzen wird, was ich be-

*) Das heutige Kempten.

gonnen," tröstete der Bischof. „Seine Worte sind meine Worte, ihm vertrauet, wie Ihr mir geglaubt habt."

„Und so ganz allein, ohne allen Schutz willst Du die gefährliche Reise unternehmen," fragte Afra wieder besorgt. „Ich will Dir einige Sklaven mitgeben, die Dich beschützen und für Deine Bedürfnisse sorgen."

„Deine Fürsorge geht zu weit," sprach lächelnd Narcissus. „Ich kenne keine Furcht, denn Der, dessen Lehren ich Dir verkündete, wird über mir wachen und kein Haar meines Hauptes wird mir ohne seinen Willen gekrümmt. Bedürfnisse habe ich nicht, mein Stab ist Alles, was ich bedarf und wenn es sein muß, lege ich mein Haupt auf einen Stein zur Ruhe, unter dem Schutze des Allmächtigen stehen wir allezeit."

„So lebe wohl," erwiderte ihm Afra bewegt, indem sie ihm ihre Hand zum Abschiede reichte „und vergiß nicht, daß wir Deiner Rückkehr mit Sehnsucht harren."

„Gott sei mit Euch," sprach feierlich Narcissus, segnend seine Hände über die Beiden ausbreitend. „Er schenke mir die Gnade, das begonnene Werk zu vollenden und den glücklichsten Tag meines Lebens werde ich den preisen, an dem ich Euch in die Gemeinschaft der Christen einführen kann. Friede sei Eurem Hause."

Noch am nämlichen Tage verließ der Bischof die Stadt und erreichte nach vier Tagen ungehindert Campodunum, wo er in dem Hause des Krämers Martius Herberge nahm und von diesem heimlichen Christen mit Freude aufgenommen wurde. Die dem Bischofe gemachten Angaben bestätigten sich auch vollkommen, es war wirklich eine kleine Christengemeinde vorhanden, die sich nun täglich um ihn versammelte, der er das Wort Gottes auf das Neue verkündete und sie so vor einer Rückkehr zu den falschen Göttern bewahrte. Doch länger als er gehofft hatte, sollte sein Aufenthalt währen, denn so oft er den Zeitpunkt seiner Abreise bestimmte, jedesmal wurde er so lange mit Bitten bestürmt, noch einige Zeit zu verweilen. Um sein Werk zu befestigen und zu kräftigen, ließ er sich hiezu bewegen und er hatte nun auch die Freude, neue Anhänger der Christuslehre zu gewinnen.

Unterdessen war Felix in des Meisters Bemühungen fortgefahren und seinem jugendlichen Eifer und seiner überzeugenden Rednergabe war es gelungen, das Werk zu vollenden. Die sinnliche Begierde, welche Afra gegen den Diakon hegte, war aus ihrer Brust entschwunden und hatte einer reinen, heiligen Liebe Platz gemacht. Mit Sehnsucht erwartete nun Felix die Ankunft des Bischofs, denn nun stand der Taufe der Neubekehrten kein Hinderniß mehr entgegen. Mit Freude und wahrer Sehnsucht sahen Hilaria, Afra und Afer dem Tage entgegen, an dem sie für immer von den bisher verehrten Göttern befreit und als Christen einem neuen Leben entgegen gehen konnten. Auch die drei Mägde des Mädchens wollten dem Beispiele ihrer geliebten Herrin folgen, um sich nie mehr von ihr trennen zu müssen. Den nahen Tempel hatte Afra mit keinem Fuße mehr betreten. Tiefe Reue über ihr früheres, sündhaftes Leben hatte sie ergriffen und täglich betete sie inbrünstig zu Gott, ihr Verzeihung zu Theil werden zu lassen. Allen ihren Sklaven hatte sie die Freiheit geschenkt und sie reichlich unterstützt, damit sie für ihr ferneres Fortkommen sorgen konnten. Die Hälfte ihres Vermögens hatte sie an die Armen der Stadt vertheilt, alle kostbaren Gefäße, aller Schmuck war aus dem Hause entfernt worden und über das, was sie noch ihr Eigen nannte, sollte Narcissus bestimmen.

Mit tiefer Empfindung vernahm der fromme Mann nach seiner Zurückkunft, was während seiner Abwesenheit geschehen. Lange lag er im Gebete vor Gott und dankte ihm, daß er ihn für würdig befunden, die Sünder zu bekehren und seine Lehre in dieser Stadt auszubreiten und ihm die ersten Gläubigen zuführen zu können. Dann erhob er sich und umarmte Felix und weissagend prophezeite er ihm, daß er berufen sei, seinen Muth und seinen Eifer noch öffentlich zu bezeugen und mit seinem Blute zu besiegeln.

Nachdem er mit seinen Hausgenossen noch eine lange Unterredung geführt und sie in allen Heilswahrheitenn unterrichtet und belehrt fand, erklärte er ihnen, daß er den kommeiden Tag zu der feierlichen Handlung bestimme, der sie so sehnsüchtg entgegen sähen.

Zuerst herrschte Jubel und Freude in dem Hause, dann aber

schloß sich ein Jedes ein, um bis zum anderen Morgen durch Gebet sich vorzubereiten und seine vergangenen Sünden zu bereuen. Auch Narcissus und Felix fasteten, und beteten und lobten Gott, der sich so herrlich an ihnen erwies.

So kam die feierliche Stunde. In der großen Säulenhalle prangte auf einem Tische das Bildniß des Gekreuzigten, umgeben von einem auserlesenen Blumenflor. Davor stand ein großes Gefäß mit dem Taufwasser und reines Linnen war bereit, um die Getauften abzutrocknen. Den ganzen Morgen hatten sie im Gebete zugebracht und nun erschienen alle, angethan mit weißen Kleidern, auf ihren Mienen lag der volle Ernst der heiligen Handlung ausgeprägt. Narcissus und Felix hatten ihre geistlichen Gewänder angelegt und in einer ergreifenden Rede ermahnte er sie treu und fest auszuharren in dem neuen Glauben und selbst den Tod nicht zu scheuen, wenn er ihnen drohen sollte. Die Palme des Friedens und Lebens werde ihnen dann zu Theil werden.

Die erste Taufhandlung wurde an Afer vollzogen, hierauf folgten Hilaria und Afra, dann die Mägde Digna, Eunomia und Eutropia. Glück wünschend und Gott lobpreisend sanken sie sich einander in die Arme und gelobten, alle Mühseligkeiten und Beschwerden, die das Leben ihnen noch bringen werde, um Christi willen mit Geduld und Ergebenheit zu ertragen, und von dem Pfade der Tugend nie mehr abzuweichen. Dann weihte Narcissus das Haus zu einem Tempel Gottes ein, aus dem nun alle sinnliche Lust verbannt sein sollte. Ein kleines Freudenmahl beschloß die Feier. Aber noch am nämlichen Tage schenkte Hilaria den den Rest ihres Vermögens dem Bischofe, von nun an wollten sie in Armuth leben, um, wie die Apostel nichts mehr zu haben, worauf sie ihr Haupt niederlegen konnten.

Voll heiligen Eifers gingen sie nun daran, auch Andere zu bekehren, und es gelang ihnen auch dieses zuerst an Dionisius, dem Bruder Hilaria's. Aber sie sollten bald erkennen, daß es schwer sei, dem neuen Glauben Eingang zu verschaffen, und daß die Römer fest an ihren Göttern hingen, die sie von Kindheit auf zu verehren gewohnt waren.

Flavius hatte von all dem, was im Hause se'ner einstigen Freundin vorgegangen, keine Ahnung. Er erkundigte sich wohl zuweilen nach ihr, wenn ein Bote seines Vaters auf dem Landgute eintraf über ihr Thun. Als er nun erfuhr, daß sie jetzt gänzlich zurückgezogen lebe und im Tempel nicht mehr gesehen werde, so glaubte er, eine weibliche Laune sei Ursache daran, ja manchmal stieg sogar der eitle Gedanke in ihm auf, seine Abwesenheit ginge dem Mädchen so zu Herzen, daß sie allen Freuden entsage, um ihm so den Beweis ihrer aufrichtigen Liebe zu liefern. Isulas Bild aber drängte jenes von Afra immer mehr in den Hintergrund und zuletzt vergaß er sie fast gänzlich.

Auf seinem Landgute litt es ihn nun fast keinen Tag mehr. Fast immer durchstreifte er den Wald in der Hoffnung, Wanpalds Kind wieder zu sehen, um ihr sagen zu können, wie heiß und innig er sie liebe. In die Nähe der Hütte getraute er sich jedoch nicht, denn die Worte des Bajuwaren, er möge vergessen, was er in dem Walde gefunden, drangen immer noch an sein Ohr. Manchmal stiegen die abenteuerlichsten Pläne in seinem Kopfe auf. Er wollte die Hütte überfallen und Isula mit Gewalt sich aneignen, allein dann gedachte er wieder der Rache, der er sich dadurch aussetze und daß die Geliebte dann unwiederbringlich für ihn verloren wäre. So hoffte er von der Zeit und einem glücklichen Zufalle das Beste.

Aber auch mit Isula war eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Seit der stolze Römer von ihr Abschied genommen, war sie still und in sich gekehrt geworden und gar viele Stunden saß sie einsam und nachdenkend unter der Eiche auf den Steinen des Opferaltares und ihre hochbewegte Brust verrieth, daß sie einen schweren Kampf kämpfte. Die Liebe zu dem Römer hatte sie mächtig erfaßt, sie wollte sie aus ihrem Innern reißen, die Pflicht gebot ihr dieses, aber das arme Mädchenherz konnte dieses Opfer nicht bringen, immer und immer tauchten seine Züge vor ihr auf und dann war es um sie geschehen. Es zerriß ihr das Herz, wenn die Männer von dem bevorstehenden Kampfe und gehofften Untergange der Römer sprachen und jedesmal verließ sie die Hütte, um nicht durch ihre Bestürzung sich selbst zu verrathen.

So war der größte Theil des Sommers dahin gegangen, ohne daß sich die Beiden wieder gesehen hätten. Ab und zu waren Boten bei Wanpald erschienen, die Nachricht von den Vorbereitungen brachten, die zur Befreiung des Vaterlandes getroffen wurden. Jedesmal waren Wanpald, Fromar und Isolf dann heiterer gestimmt und die Hörner kreisten oft Tage lang in der Runde, immer wieder mit dem ersehnten Wunsche geleert, daß die Götter ihren Waffen den Sieg verleihen möchten.

So war die Zeit der Sonnenwende gekommen, als unerwartet Goth in der Hütte Wanpald's erschien. Er war aber diesesmal nicht allein, eine alte Frau begleitete ihn. Irma, die Weissagerin, die noch einen größeren Einfluß auf die Bajuwaren besaß, wie der alte Druide. Kein Mensch wußte, wann und wo sie geboren; wer sie gesehen, kannte sich nicht erinnern, sie jemals jünger gekannt zu haben, sie war und blieb sich immer gleich. Ihre prophetischen Worte waren Orakel, an denen Niemand zweifelte und jeder schätzte sich glücklich, dessen Hütte sie betrat. Sie war eine schlanke Gestalt, das schon gebleichte Haar hing ihr wirr um die Schultern, aber trotz ihres hohen Alters hatte das Feuer ihrer Augen sich erhalten und die Macht der Rede war ihr in besonderem Maße verliehen.

„Wir wollen das nahe Fest bei Euch feiern," sprach der Druide zu Wanpald, „und wenn dieses vorüber, werde ich Euch weiter verkünden, was die Tapfern unseres Volkes beschlossen."

„Mein Eintritt bringe Euch Glück und Segen," grüßte Irma feierlich und verbanne alle bösen Geister aus Wald und Flur. „Holda möge mit mir ihren Einzug halten und ihren Reichthum über Euch ergießen."

„Seid willkommen," versicherte Wanpald hocherfreut, „wir Alle schätzen uns glücklich Euch bei dem Feste in unserer Mitte zu wissen."

„Lange Zeit ist vorübergegangen, seitdem ich Dich nicht mehr gesehen," fuhr die Weissagerin, an Wanpald gewendet fort „und vieles hat sich geändert seit dem Tage, als Du mir Schutz botest gegen die Verfolgungen unserer Feinde. Deine Kinder sind groß

geworden, Freia hat Dich gesegnet, möge sie für die Zukunft ihre Güte nicht von Dir wenden."

„Ich habe nur noch einen Wunsch," war die Antwort, „das Land befreit von seinen Unterdrückern zu wissen, dann will ich gerne meine Augen schließen, wenn die Götter es wollen."

„Der Tag ist nicht mehr ferne, wo sich Donars Söhne um die heilige Eiche versammeln," prophezeite Irma, „ihre Schwerter an diesen Schilden erklingen und ihr Schlachtruf hinausdringt in die Ebenen und die Feinde aus ihrer Ruhe aufrüttelt. Sie sind bereit, den letzten Tropfen Blut zu wagen, zu siegen oder unterzugehen."

Dann legte sie sich an dem Heerde nieder und stierte wie geistesabwesend in das lodernde Feuer, während die Männer Goth erzählten, was sich Alles seit seiner Abwesenheit ereignet hatte.

Einige Tage später war der Opferaltar mit grünen Zweigen von Isula's Hand geschmückt. Die Sonne hatte an diesem Tage ihren Mittelpunkt erreicht und begann nun wieder abwärts zu gehen. Diese bedeutungsvolle Zeit wurde mit besonderen Festen und Opfern gefeiert und wo die Hütte eines Bajuwaren stand, brannten die Feuer*) dem scheidenden Gotte zu Ehren.

Im feierlichem Zuge begaben sich am frühesten Morgen alle aus der Hütte zu dem Altare, Isula mit einem brennenden Holzscheite in der Hand, das sie dem Feuer des Heerdes entnommen, um damit das Brandopfer zu entzünden. Fromar führte ein junges Rind an den Hörnern, welche mit Waldblumenkränzen umschlungen waren, das zum Opfer bestimmt war. Goth und Irma schritten voraus, in ihren Händen Mistelzweige tragend, welchen besondere Wunderkräfte zugeschrieben wurden. Wanpald und sein Bruder waren vollständig bewaffnet, Berthlind trug die Schaalen, in denen das Blut des Thieres aufgefangen wurden. Fromar sollte heute zugleich unter die Schaar der wehrkräftigen Männer aufgenommen werden, wodurch er auch befähigt wurde im Rathe

---

*) Jetzt noch die Johannisfeuer.

und bei Versammlungen der freien Männer seine Meinung und Stimme abzugeben.

Das Rind wurde hauptsächlich bei dieser Feier geopfert, da auch als weissagendes Thier galt, wie die Vögel durch ihren Flug und die Pferde durch das Wiehern. An der Stätte angekommen legte Goth sein Festkleid ab, steckte die Mistelzweige in eine Höhlung der Eiche, während Fromar das Rind an einem Pfahle festband. Nun reichte Irma dem Druiden das große Schlachtmesser, das er zuerst dreimal in die Erde stieß, um damit anzudeuten, sie möge durch das bevorstehende Opfer immer mehr an Fruchtbarkeit zunehmen. Das Feuer wurde unter murmelnden Gebeten von der reinen Hand Isulas entzündet und flammte bald hoch empor. Goth nahte sich dem Rinde, besprengte dasselbe mit Wasser und stieß ihm dann das Messer in die Brust. Lange brauchte es, bis das Thier verendete, das hervorströmende Blut wurde aufgefangen. Nun ging es an das Zertheilen des Thieres und wurden die besten Stücke an dem Feuer geröstet, die heute die Mahlzeit bildeten. Dreimal umschritten alle schweigend den Opferaltar, dann sprach Goth wieder Worte, die wie ein Gebet an Donar, den Gewaltigen, um Schutz und Schirm erklangen. Frisches Holz wurde herbeigetragen, um die Flamme zu unterhalten und als ein besonders günstiges Zeichen wurde es erachtet, daß der Rauch wie eine gerade Säule in die Luft emporstieg.

Als alle diese Opferzeichen sich günstig erwiesen, trat nun Wanpald vor den Altar und winkte Fromar zu sich heran.

„Ich fühle tiefen Schmerz in meiner Brust," sprach er dann, „daß es mir nicht vergönnt ist, Dich heute in der Versammlung der freien Männer unseres Volkes wehrhaft machen zu können, mit Stolz hätte ich Dich in diesen Kreis geführt und mei n Vaterauge wäre mit Wonne an Dir gehangen. Die Götter wollen es nicht, ihrem Willen müssen wir uns beugen und nur durch Opf er können wir sie wieder zu versöhnen suchen, damit sie die verl orne Huld uns zuwenden. Schwöre mir, daß Du ihnen Dein ga nzes Leben hindurch treu bleiben wirst."

Der Jüngling trat an den Altar, hob seine rechte Hand

empor und rief laut aus: „So lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt, soll mich nichts von ihnen trennen.“

Nun nahm Goth den Mistelzweig aus dem Baume, berührte damit den Schild, das Schwert und den Speer, den Isolf ihm reichte und bespritzte sie mit dem Blute des Opferthieres.

„Donar gebe Deinen Waffen Unüberwindlichkeit und wenn Du sie schwingst, soll Schrecken der Feinde Glieder lähmen,“ sprach er feierlich.

Sein Vater reichte ihm nun das Schwert, das er sich selbst umgürtete.

„Die Tapferkeit ist unsere größte Tugend,“ ermahnte er dazu, „Du wirst nie vergessen, daß kein Bajuware je ein Feigling war. Schone keinen der Dir zu nahe tritt, dem Feinde trete kühn unter das Auge und wenn Dir Hunderte gegenüber stehen, so kämpfe so lange Du es vermagst, aber zeige ihnen nie den Rücken.“

„Nie wirst Du eine solche Schmach erleben,“ versicherte feurig der Jüngling. „Ich bin Wanpalds Sohn.“

Isolf gab ihm nun Schild und Speer in die Hand. „Mit diesen ziehe hinaus,“ sprach der Vater, „aber kehre ohne diesen Schild nie zurück, einen zweiten hätte ich Dir nicht mehr zu geben. Und nun sollst Du als freier Mann unter uns leben und Deine Worte die gleichen sein, wie die unsern.“

„Hab Dank Vater,“ erwiderte der Sohn, „nie werde ich dieses Augenblickes vergessen und wenn die Zeit kommt, wo ich diese Waffen erproben werde, sollst Du mit Stolz und Freude mich Deinen Sohn nennen.“

Alle umarmten nun den feurigen Mann, aus dessen Augen die Gluth der Begeisterung und Thatkraft leuchtete.

In dem nämlichen Augenblicke hörte man das Krächzen zweier Raben in der Luft, die in schnellem Fluge nun herbeikamen und sich auf dem höchsten Gipfel der Eiche niederließen.

„Seht ihr Hugin und Munin,*) die Vögel Odins,“ rief

*) Zwei Raben, welche Odin geheiligt waren.

Irma begeistert aus. „Heil dir Jüngling, die Götter lieben Dich und haben Dich zu Großem bestimmt. Sie werden zurückkehren und ihm sagen, was sie hier gesehen und Sieg und Heil wird Deine Schritte begleiten.“

Als ob die Vögel diese Worte gehört und verstanden, krächzten sie wieder und erhoben sich dann, um als unsichtbare Punkte im Aether zu verschwinden. Voll Freude und Staunen blickten alle ihnen nach.

Zur Hütte zurückgekehrt, wurde das Opfermahl wieder eingenommen und fehlte der reichliche Trunk nicht, denn ohne diesen gab es keine Freude und kein Fest. Das Feuer wurde den ganzen Tag unterhalten, so gebot es die Pflicht, denn ein unvermuthetes Auslöschen desselben hätte nur Unglück über die Bewohner der Hütte gebracht. Gegen den Abend umdüsterte sich aber der Himmel und die schweren Gewitterwolken senkten sich fast bis auf die Spitzen der Bäume hernieder. Schwüler wurde die Luft, düsterer wurde es im Walde und ängstlich suchten die Vögel ein Obdach unter den schützenden Zweigen. Bald brauste ein mächtiger Sturm von den Bergen hiernieder und aus den Schluchten heraus und das ferne Rollen des Donners wurde hörbar. Lichte Blitze erhellten zuerst die Dunkelheit, aber immer schneller folgten sie aufeinander, immer mächtiger schlugen die Gewitterwolken zusammen, ein prasselnder Regen fiel hernieder, die Elemente befanden sich im vollsten Aufruhr. Lange währte das Unwetter, gar mancher Baum wurde von dem niedersausenden Blitze gespaltet, die Bäche wuchsen zu Flüssen an und rissen mit sich fort was ihnen im Weg stand. Das Feuer auf dem Altare erlosch und der Regen wusch die Stätte von dem Blute rein, an welcher das Opferthier geschlachtet wurde.

Jedes andere Gemüth wäre von Furcht und Zagen erfüllt worden, das der Bajuwaren nicht. Sie sahen hierin ein Zeichen Woutans, daß er ihr Opfer gnädig angenommen und seine Huld ihnen wieder zugewendet habe. Irma stand wie eine überirdische Seherin unter der Thüre der Hütte und starrte hinaus in das Toben der Natur und erst als die Wolken sich verzogen und noch

einmal der letzte Strahl der Sonne sichtbar wurde, kehrte sie in das Innere zurück und sprach leise für sich: „Die Götter sind versöhnt, neue Hoffnung darf unsere Brust erfüllen.“

Das schien sich auch erfüllen zu wollen. Wenige Tage darnach kamen sechs Männer tief aus dem Gebirge, die Goth dazu bestimmt hatte, um mit Wanpald eine letzte Unterredung zu pflegen, wo sich die Tapfern versammeln sollten, um noch einmal den Kampf mit den Römern aufzunehmen.

Paldmar, ein Greis von nahezu achtzig Jahren, dessen Narben im Gesichte und an den Armen zeigten, daß er schon manchen schweren Strauß gekämpft, führte das Wort: Seine Hütte stand weit in den Bergen drinnen, da wo der Isara *) reißende Wogen aus dem engen Thale hervorstürzen und in schäumenden Caskaden von Felsen zu Felsen braußen. Trotz seines hohen Alters hatte er es sich nicht nehmen lassen, von Ort zu Ort zu ziehen, um alle noch einmal zur Einigkeit zu ermahnen und zum Kampfe aufzufordern. Sein schlichtes Wort, die Erinnerung an die Heldenthaten der Väter, seine reckenhafte Greisengestalt wirkten Wunder und überall, wohin er kam, wurde ihm gelobt, seinem Willen zu gehorchen und wenn es auch der Untergang des ganzen Volkes sein sollte.

So stand er auch da in der Mitte der Männer, einer Riesen-Eiche gleich, die ihre Krone über alle andern erstreckt. Alle hingen an seinem Munde, als er Worte hoher Begeisterung sprach und mit dem Rufe endete: „Wehe den Römern, ihre letzte Stunde hat geschlagen. Frei sollen unsere Wälder und Berge wieder sein und der Fremdling nicht mehr seinen Fuß auf unseren Nacken setzen.“

Ein Freudengeschrei tönte ihm entgegen, wie es der Wald wohl noch nie vernommen und es hätte nur eines ermunternden Wortes bedurft, die Ungestimmen wären hinabgezogen an den See und hätten die Landhäuser der Römer dem Erdboden gleich gemacht.

---

*) Isar.

Aber Paldmar mahnte zur Vorsicht. Nicht im tollen Uebermuthe durften sie ihre Kräfte zersplittern und durch voreiliges Handeln die Römer aufmerksam machen, nur im festen Zusammenwirken und vereint durften sie auf den Sieg hoffen. Unvermuthet, wie der Blitz mußten sie die Römer überfallen, sich ihrer Castelle und Lager bemächtigen, dann hatten sie Aussicht auf Erfolg. Paldmar versicherte, wenn sie noch kurze Zeit sich zurückhielten von Norden her mißvergnügte Völker in das Gebiet der Römer eindringen würden, es sei ihm sichere Kunde darüber geworden. Dadurch würden die Kräfte der Feinde zersplittert und sie hätten im Rücken derselben desto leichteres Spiel. Diese Vortheile sahen die Männer auch ein und so wurde zum Schlusse bestimmt, daß sich die Kämpfer, wenn der Vollmond zum zweitenmale sichtbar sei, am Fuße des nahen Berges sich sammeln und von da aus hinaus ziehen sollten, das Vernichtungswerk zu beginnen.

Als die Männer Abschied von Wanpald und den Seinen nahmen, zogen auch Goth und Irma mit ihnen, jedoch nicht ohne das Versprechen zu geben, einige Tage vor der bestimmten Zeit sich wieder einzufinden. Fromar begleitete die Freunde durch den Wald, dann kehrte er zurück, den Tag kaum erwarten könnend, der ihn zum erstenmale in den Kampf führen sollte.

Anders sah es im Innern Isulas aus. Auch sie wollte ihr Vaterland befreit wissen und haßte die Unterdrücker, aber nur der Eine sollte nicht damit zu Grunde gehen. Sie dachte Tag und Nacht darüber nach, wie sie dieses bewerkstelligen könnte, aber alle Mittel verwarf sie wieder, da sie unausführbar waren. Wollte sie ihm eine Warnung zukommen lassen, so wurde sie zur Verrätherin an dem eigenen Blute und er mußte einsehen, daß dieses aus Liebe geschah. Von dieser jedoch sollte er keine Ahnung haben, sie wollte sie in ihrer Brust vergraben und wenn möglich sollte die Zeit ihr Vergessenheit bringen.

Doch hin und wider konnte sie es nicht unterlassen, hinaus vor den Wald an jene einsame Stelle zu eilen, von wo aus man den See überblicken konnte. Da saß sie oft stundenlang unter dem

Laubdach einer Buche, die Blicke sehnsüchtig nach dem weiß schimmernden Landhause gerichtet, mit Zweifel und Wehmuth in dem Herzen. Und trauriger und niedergeschlagener denn je verließ sie wieder die Stelle, denn immer mehr nahte die Zeit, die den friedlichen Bewohnern da drunten Tod und Verderben drohte.

So saß sie wieder an einem Morgen da, den Kopf in die Hand gestützt, Alles um sich vergessend. Sie hörte nicht, daß das Gebüsch hinter ihr sich bewegte und das Geräusch nicht, das der Fuß eines Mannes hervorbrachte, der hoch erröthenden Gesichtes sich ihr nahte und als er sie erkannte, fast erschrocken einige Minuten stille stand. Erst als er nahe hinzutrat, hob sie den Kopf empor, als sie aber in die Züge des Geliebten blickte, entrang sich ein gepreßter Schrei ihren Lippen und sie suchte zu entfliehen. Allein rasch hatte Flavius ihre Hand ergriffen und hielt sie fest, er zitterte vor Aufregung und wußte anfänglich nicht Worte zu finden, um sein kühnes Benehmen zu rechtfertigen.

„Warum willst du fliehen," begann er endlich und suchte den weichsten Ton in seine Stimme zu legen. „Was habe ich Dir zu Leide gethan, daß Dir mein Anblick so furchtbar ist?"

Allein Isula erwiderte nichts. Sie hatte die Blicke zu Boden gewendet, ein leichtes Beben war an ihrem Körper bemerkbar, die Hand suchte sie vergebens zurückzuziehen.

„Ich lasse diese kostbare Minute nicht unbenützt verstreichen," fuhr aber Flavius immer fort, „ich habe sie oft ersehnt und nun ist sie gekommen. Ich will sie festhalten und wenn es auch mein Leben kosten sollte. Blicke mich an, wie Du es gethan, als ich Abschied in dem Walde von Dir nahm und Du machst mich reich und glücklich."

Isula schlug die Augen auf, sie hatte ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden, rasch entzog sie ihm ihre Hand.

„Laß mich ruhig meines Weges ziehen, Römer," sprach sie fest, „nicht geziemt es mir, Dir Rede und Antwort zu geben."

Verwundert trat dieser einen Schritt zurück und betrachtete die Gestalt, die so stolz vor ihm stand.

„Warum willst Du so grausam an mir handeln," erwiderte

er nach einer kleinen Pause. Deine Blicke sprechen anders, als Dein Mund. Bin ich so verachtungswerth, daß Du dich schämen müßtest in meiner Nähe zu weilen?"

„Du bist ein Römer, ich die Tochter eines unterjochten Volkes," antwortete sie kurz.

„Der alte Vorwurf, der uns trifft, sobald wir einen Verkehr mit Euch anbahnen," sprach Flavius. „Warum könnt ihr nicht vergessen, woran wir keine Schuld tragen? Es wäre für Euch und uns besser."

„Der Sklave küßt die Ketten nicht, die ihn drücken, er haßt den, der sie ihm angelegt," betheuerte das Mädchen.

„Wenn Deine Worte noch zehnmal mehr Bitterkeit enthalten, sie können das Gefühl nicht ersterben machen, das seit jener Stunde mein Herz fühlt, seitdem ich Dich zum erstenmale gesehen," war die bewegte Antwort. „Isula, ich gestehe es Dir im Angesichte der Götter, bei dem glänzenden Gestirn des Tages, das über Gute und Böse leuchtet, ich liebe Dich aus vollster Seele. Tag und Nacht sind meine Gedanken bei Dir, und nur den einzigen Wunsch hege ich, Dich glücklich und zufrieden zu machen. Sage mir ein einziges Wort der Hoffnung, und ich will dann gerne von Dir scheiden, bis Du selbst kommst und mir sagst: ja ich will ganz dein eigen sein!"

Wie betäubt stand das Mädchen da, ihr Herz drohte zu zerspringen. Sie hatte sich nicht getäuscht, sie wurde geliebt und welcher Schmerz, sie durfte ihre Liebe nicht einmal gestehen, viel weniger erwidern. Was sie in diesem Augenblicke erduldete, ging weit über ihre Kräfte und sie mußte alle ihre Geisteskräfte anspannen, um sich nicht zu verrathen. Da kam noch der Gedanke hinzu, daß der Geliebte vielleicht in kurzer Zeit von der Hand des Vaters oder Bruders den Todesstoß erhalten sollte und sie ohnmächtig war, dieses Schicksal von ihm abzuwenden. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, ihre Augen irrten unstät umher und sie streckte die Hände aus, wie wenn sie ein drohendes Gespenst von sich abwenden wollte.

Flavius, der all dieses gewahrte, ahnte den Kampf, der in

der Brust des Mädchens vorging. Sanft legte er seine Arme um die schlanke Gestalt, zog sie an sein Herz und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen. Da fuhr Isula auf und wand sich von ihm los. Einmal hatte sie an seinem Herzen einen seligen Augenblick geruht, es sollte auch das Letztemal sein.

„Wenn Du mich liebst," stieß sie hastig heraus, „so fliehe so schnell wie möglich aus dieser Gegend, ich bitte, ich beschwöre Dich darum. Laß Alles der Zeit über, vielleicht gibt es dann auch für uns noch ein Wiedersehen."

„Warum soll ich fliehen," erwiderte ihr Flavius, „Deiner Worte Sinn ist dunkel, droht mir eine unbekannte Gefahr? Kein Römer weicht von seinem Platze, es wäre eine Schmach für ihn."

„Noch einmal bitte ich Dich aus der vollsten Inbrunst meines Herzens, folge meinem Rathe, es wird Dir und mir zum Heile sein," bat sie noch flehentlicher. „Wenn zwölf Monde seit diesem Tage verflossen sind, so finde Dich wieder an dieser Stelle ein und Du wirst von mir hören. Lebe wohl und sind die Götter uns gnädig, wohl nicht für immer."

Ein liebevoller Blick begleitete diese Worte, dann winkte sie ihm noch einmal mit der Hand zum Abschiede und wie ein gescheuchtes Reh eilte sie dem Walde zu.

Alles dieses war so unerwartet über Flavius hereingebrochen, daß er längere Zeit bedurfte, ehe er seine Gedanken wieder zu sammeln vermochte. Die Warnung machte ihn nachdenkend, denn er hatte die Angst des Mädchens gesehen und die Sorge, ihn vor einem Unglücke zu bewahren, hatte deutlich aus ihren Worten gesprochen. Langsam kehrte er in das Landgut zurück, unentschlossen was er nun beginnen sollte. Das Schicksal aber wollte, daß er dem Verhängnisse nicht zum Opfer falle und beschützte ihn und seine Liebe.

IV.

Die erste Blutzeugin.

Auf dem Forum des Capitols in Augusta umstand eine neugierige Menge ein Dekret des Kaisers Maximinian, das Tags zuvor in der Provinzialstadt bei dem Landpfleger Gajus aus Rom eingetroffen war und bei Sonnenaufgang von den Liktoren zur allgemeinen Kenntniß angeschlagen wurde.

Der Befehl des Kaisers an alle Statthalter und Landpfleger der römischen Provinzen ging dahin, auf die neugebildete Sekte der Nazaräer, welche sich auch Christen nannten, ein wachsames Auge zu haben, da sie mit nichts Anderem umgehen sollten, als die alte Staatsreligion der Römer zu vernichten, die Götter zu verachten, ihre Bilder zu zerstören und an deren Stelle einen einzigen Gott zu setzen, der Gewalt über Alles vor und nach dem Tode haben sollte. Wo sich solche Christen vorfänden, sollen sie gefänglich eingezogen und angehalten werden, den Göttern zu opfern. Im Weigerungsfalle sollten sie ohne Umstände mit dem Tode bestraft werden und je nach ihrer Hartnäckigkeit sogar mit dem schimpflichsten. Zugleich wurde verordnet, daß jeden Monat genauer Bericht nach Rom erstattet werde.

Als Gajus, ein Mann mit energischen Zügen, dem man sein ziemlich hohes Alter nicht ansah, das Schreiben des Kaisers gelesen, warf er es lachend auf ein kleines Tischchen, indem er meinte, das sei in Augusta nicht nothwendig, öffentlich bekannt gegeben zu werden, denn von dieser Sekte finde sich in der Stadt keine Spur und sein Amt auf diese Weise auszuüben, werde ihm wohl für immer erspart bleiben. Doch mußte er den Willen seines Gebieters erfüllen und so prangte denn der Befehl auf dem Forum, aber Alle, die ihn lasen, schüttelten den Kopf und meinten, das sei eine unnöthige Arbeit gewesen.

Nur Einer dachte nicht so, als er davon hörte und dieses war Fanimius, der Oberpriester des Tempels der Venus. Das Benehmen Afras, sonst eine der eifrigsten Priesterinnen dieser Göttin

war ihm schon längere Zeit aufgefallen und nun ihr gänzliches Fernbleiben nur um so mehr. Anfangs hatte er sie wohlmeinend darüber zur Rede gestellt, allein nur ausweichende Antworten erhalten, die ihn aber nur noch mehr aufmerksam machten. Er beauftragte nun einen der schlauesten Tempeldiener, das Haus der Priesterin genau zu überwachen, ohne daß es Aufsehen erregte und ihm besonders Bericht zu erstatten, wer dort aus und eingehe. Der Diener vollführte gewissenhaft den erhaltenen Befehl und war schon in kurzer Zeit im Stande zu hinterbringen, daß dort zwei fremde Männer verkehrten, von welchen man nicht wisse, woher sie kamen, noch was sie eigentlich in der Stadt zu thun hatten. Als er nun selbst das Haus betrat, um Hilaria uud Afra über ihr Fernbleiben vom Tempel zur Rede zustellen, wurde ihm von dem Hüter die unerwartete Antwort, daß seine Besuche überflüssig seien und der Beiden Fuß den Tempel nie mehr betreten werde.

Das war dem Oberpriester doch zu viel und nicht mit Unrecht ahnte er, daß der Einfluß der fremden Männer die Schuld daran tragen müsse. Zudem kam ihm noch die Kunde, daß eine Veränderung der ganzen Lebensweise Afras eingetreten sei, sämmtlichen Sklaven die Freiheit zurückgegeben und Alles, was Hilaria und ihre Tochter besessen, unter die Armen vertheilt worden sei. Er hatte nun schon öfter gehört, daß dieses die erste Handlung der Christen wäre, da die neue Religion ihren Bekennern Armuth und Entbehrung auferlege und alles Besitzthum Gemeingut Aller sei. Anfangs wollte er freilich nicht daran glauben, daß das leichtsinnige, verschwenderische, dem Genusse so sehr ergebene Mädchen ihren Sinn so schnell geändert und allen Freuden des Lebens entsagt habe. Als er aber vergebens ihrer Rückkehr harrte, sah er ein, daß dem nun doch so sein müsse und er beschloß, mit Gewalt sie zu ihrer früheren Dienstleistung zurückzuführen.

Gajus war gerade von einer reichlichen Mahlzeit aufgestanden und befand sich in der besten Laune, als ihm der Ceremoniarius den Besuch des Oberpriesters verkündete.

„Er kommt zur rechter Zeit und ist mir angenehm, beschied

der Landpfleger, „ich brauche dann den feurigen Falerner, nicht allein zu trinken.“

Flaminius trat mit einer düstern Miene in den Saal, der noch ganz von den Wohlgerüchen der leckern Speisen erfüllt war. Gajus lag auf dem Sopha neben dem Tische und winkte dem Eintretenden freundlich zu, an seiner Seite sich nieder zu lassen.

„Sei mir gegrüßt,“ sprach er dann, „Flaminius. Zu gelegener Stunde hatte Dich Bacchus zu mir gesendet, denn siehe da in diesen Amphoren ist ächter Traubenwein, gereift in Italiens heißen Fluren, der nur der Zecher harrt, welche sein Lob verkünden sollen.“

„Du bist wie immer liebenswürdig und heitern Sinnes,“ erwiderte ihm der Oberpriester,“ und Dein Haus wohl das gastfreundlichste der ganzen Stadt. Es thut mir leid, daß mein Besuch nicht geeignet sein dürfte, Deine gute Laune zu vermehren, im Gegentheil ich glaube, daß er Dir eine unangenehme Stunde bereiten werde.“

„Ach was,“ scherzte trotz dieser unerfreulichen Aussicht der Landpfleger weiter, „senke Deine Nachrichten in die Fluthen des Styx, wo sie ewig vergessen sind. Was sollen wir uns das Leben verbittern, unser ist der Augenblick und der Genuß und die Freude sei es, die unsern Weg mit Blumen bestreut.“

Er klopfte den Sklaven herbei und winkte ihnen die goldenen schweren Becher zu füllen. Der dunkle Wein floß wie Oel aus den Krügen und schmunzelnd hob nun Gajus seinen Becher empor, goß einige Tropfen auf den Boden als Libation für den Spender des edlen Getränkes und forderte Flaminius auf, das Gleiche zu thun.

„Evoe Bachus!“ sprach er und stürzte das volle Glas mit einem Zuge hinunter.

„Das rieselt feurig durch den Körper,“ betheuerte er dann, „es ist auch nothwendig in diesem kalten Lande, wer würde sonst hier bestehen können.“

„Deinem Geschmack alle Ehre,“ erwiderte nun der Gast, nachdem er den Wein verkostete, „daran erkennt man Italiens Sonne

und die Eigenart seines Bodens. Wohl dem, der solchen Genusses nicht entbehren muß."

„Ist dieses wohl bei Dir der Fall," fragte in etwas spöttischem Tone Gajus. „Oder leiden vielleicht die Priester der Venus an irgend etwas Mangel. Ich bin überzeugt, Eure Tafel ist oft reichlicher gedeckt, wie die meine und Euer Wein steht diesem nicht nach. Ihr versteht die Kunst gar wohl, das Volk zu Opfern willig zu machen."

Ein höhnischer Zug lagerte sich bei den letzten Worten auf den Zügen des Oberpriesters, der aber gleich wieder verschwand, um einem trockenen Lachen Platz zu machen.

„Das glaubst Du im Ernste nicht," war die Antwort, „denn gar oft sieht es bei uns traurig aus und es ist Dir ja bekannt, daß der Schatz des Tempels nicht berührt werden darf. Uebrigens wenn wir unsere Priesterinnen verlieren, wird bald kein Mensch mehr auf unsere Altäre Opfer niederlegen."

„Wie meinst Du das?" war die Frage hierauf.

„Der Einfluß der Fremden in unserer Stadt scheint immer größer zu werden," erwiderte hierauf Flaminius „und geht es so fort, so stehen unsere Tempel verödet und die Priester dürfen betteln gehen. Afra, der Hilaria Tochter, Du kennst sie wohl, das schönste Mädchen, das sich je dem Dienste unserer Göttin widmete, hat schnöde ihr den Rücken gekehrt und wohl auf den Rath zweier Männer, die seit einiger Zeit in ihrem Hause wohnen."

„Das ist nicht möglich," behauptete Gajus, „Du mußt unrecht berichtet sein, die Krankheit hält sie ab, in dem Tempel zu erscheinen."

„Es ist dennoch so," versicherte der Oberpriester, „und keine Deiner Entschuldigungen trifft hier zu. Hat man mir doch selbst den Eintritt in ihr Haus verwehrt und die kurze Erklärung gegeben, daß sie nie zurück kehren werde. Auch die Ursache glaube ich gefunden zu haben."

„Diese möchte ich kennen lernen," meinte Gajus, indem er sich neugierig von den weichen Polstern etwas erhob und seinem

Gaste voll in das Gesicht sah. „Ich glaube nicht daran, sage immer was Du willst.“

„Hilaria und Afra haben sich der Sekte der Nazaräer zugewendet, das ist das ganze Geheimniß,“ war die Antwort. „Alles deutet darauf hin und auf jenen zwei Fremden ruht mein Verdacht, daß sie dieses Wunder vollbracht haben.“

Mit einem Satze war der Landpfleger emporgeschnellt und hätte fast den Tisch mit Allem, was darauf stand, umgeworfen. Starr blickte er den Priester an, als wollte er von dem Gesichte desselben die Wahrheit lesen, ob er recht gehört habe.

„Deine Sinne scheinen verwirrt,“ rief er dann aus, „oder Du hast zu viel des starken Weines genossen. Hier in dieser Stadt Christen und dazu Hilaria und ihre Tochter. Beim Styx sei es geschworen, dieses ist so unglaublich, als wenn mir die Kunde käme, der Tempel des Jupiter sei in die Erde versunken.“

„Es steht in Deiner Macht, Dich von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gesagten zu überzeugen,“ war die Antwort. „Vollführe des Kaisers Befehl, laß sie vor Deinen Richterstuhl kommen, fordere sie auf, in den Tempel zurückzukehren und den allmächtigen Göttern zu opfern. Gerne will ich dann ein Lügner sein, wenn sie Deinem Gebote gehorcht.

„Das soll geschehen,“ erwiderte rasch der Landpfleger. „Morgen um die Mittagsstunde wird sie erscheinen und die Priester aller Tempel sollen um mich versammelt sein. Ist dem so, wie Du behauptest, dann soll sie mit dem Leben büßen, so wahr ich hier vor Dir stehe. Bis jetzt glaubte ich diese Provinz von diesen Aufrührern verschont, aber mit Schwert und Feuer will ich sie ausrotten, daß keine Spur mehr von ihnen zu finden ist.“

In seiner Erregtheit trank er rasch einige Becher Wein und ging in dem Saale hastig hin und her. Flaminius, der auf schlaue Weise seinen Zweck erreicht hatte, nahm nun Abschied und versprach zu der angegebenen Stunde nicht zu fehlen. Befriedigt verließ er das Haus und als er an jenem seiner früheren Priesterin-

vorüberschritt, verzerrte sich sein Gesicht zu einem höhnischen Lachen.

„Nicht mehr wirst Du mir trotzen," sprach er für sich hin, „meine Gewalt reicht weiter, wie Du ahnst. Entweder Du kehrst zurück, oder der Tod ist Dein Loos."

Zur gleichen Zeit herrschten in diesem Hause tiefe Bestürzung und Trauer. Ein geheimer Bote war von Rom am Morgen dieses Tages angekommen und hatte Narcissus die Weisung überbracht, Augusta zu verlassen und nach Spanien zurückzukehren, um in seinem Vaterlande selbst als Glaubensprediger zu wirken. Diese Nachricht wurde von den Neubekehrten mit Jammern und Thränen aufgenommen. Was sollte aus der kleinen Gemeinde werden, wenn das Haupt fehlte? Auch Narcissus fühlte tiefen Schmerz in seiner Brust. Mit unendlicher Liebe war er Allen zugethan und nun mußte er sie verlassen. Ein großes Feld gab es ja da noch zu bebauen, der Same war erst ausgestreut, der reichliche Früchte verhieß. Aber Gehorsam ist des Christen Pflicht und so fügte er sich ohne Murren, in das, was über ihn verhängt war.

Es war wohl das traurigste Mahl, das je in diesem Hause eingenommen wurde, denn schon der Morgen des andern Tages sollte den Bischof auf dem Wege nach dem weit entfernten Lande sehen. Die Worte des Trostes, die er an Alle richtete, die Gewißheit, daß sie nur für dieses Leben getrennt, im Jenseits aber fortleben wurden, um ewig beisammen zu sein, senkte zuletzt Trost und Beruhigung in ihre Herzen.

„Was klagt ihr meine Freunde," sprach er zu ihnen, „daß ich auf kurze Zeit euch verlasse. Warum die Thränen in euren Augen wegen der irdischen Trennung? Hat nicht unser Erlöser uns ein ewiges Leben verheißen, wo es kein Scheiden und keinen Schmerz mehr gibt. Trocknet sie und blickt freudig auf zu Dem, der mich gesandt hat und euch berufen zu den Auserwählten. Ich lasse euch ja meinen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zurück, Felix wird euch tröSten in schweren Stunden und aufrichten, wenn die Tage der Prüfung kommen. Vertraut auf den

Herrn, seid muthig und standhaft in eurem Glauben und es wird euch die Seligkeit des Himmels dann lohnen!"

Unter solchen Gesprächen verging der Abend rasch und ehe man es sich dachte, war die Stunde der Ruhe gekommen. Von Allen nahm er herzlichen Abschied noch in der Nachtstunde, denn sein Wunsch war, am Morgen durch nichts mehr gehindert zu sein, nur Felix sollte ihn eine kurze Strecke Weges geleiten. Er dankte herzlich für die gastfreundliche Aufnahme und alle Liebe die er in diesem Hause gefunden, segnete sie und bat, in ihrem Gebete ihn nicht zu vergessen. Dann drängte er freundlich, daß sie sich zur Ruhe begaben. Aber immer kehrte Afra wieder zu ihm zurück und drückte und küßte seine Hände und es bedurfte zuletzt einer väterlich-ernsten Ermahnung, sie zum Verlassen des Saales zu bewegen.

Kaum graute im Osten der Tag, so verließ Narcissus mit Felix die gastliche Stätte. Noch einmal segnete er das erste Heim der Christen, dann schritt er die noch menschenleeren Straßen dem Thore zu. Noch Manches hatten die Beiden mit einander zu besprechen, bis sie endlich außerhalb der Mauern auf eine Anhöhe kamen, wo Narcissus den jugendlichen Freund bat, zurückzukehren. Noch einmal beteten sie kniend miteinander, dann erhoben sie sich, schlangen die Arme um einander und drückten sich den Friedenskuß auf die Stirne.

„Mit der Krone der Martyrer geschmückt," lauteten die prophetischen Abschiedsworte des Bischofs, „werden wir uns wiederfinden, möge uns der Allmächtige in der schwersten Stunde unseres Lebens seinen Beistand verleihen."

Bis der treue Freund und Berather seinen Blicken entschwand, blieb Felix auf der Anhöhe stehen, dann trat er traurig den Rückweg in die Stadt an.

Als er die Hauptstraße erreichte, fiel ihm das lebhafte Treiben auf, das in dieser zu so früher Morgenstunde herrschte. Einzelne Trupps von Soldaten marschirten mit ihren Führern an der Spitze nach verschiedenen Richtungen. Die heidnischen Priester zogen, angethan mit ihren reichsten Gewändern und den Attributen ihrer Würden versehen den verschiedenen Tempeln zu. Da

und dort stand ein Haufen Bürger beisammen sie unterhielten sich in der lebhaftesten Weise, oder deuteten auf das Forum hinab, gegen welches hauptsächlich der Menschenstrom sich wälzte. Felix konnte sich diese ungewohnte Bewegung der sonst so ruhigen Stadt nicht deuten, daß aber etwas Ungewohntes, Außerordentliches vorging, war ihm klar. Als er über den Marktplatz ging und bereits den Tempel des Jupiter im Rücken hatte, wurde er durch ein Beifallsgeschrei des Volkes veranlaßt, sich umzuwenden und da sah er nun in einem langen Zuge die Priester dieses Gottes aus der Vorhalle schreiten, welche in ihrer Mitte ein ehernes Bild trugen. Auch sie folgten der Richtung der Menge und nun glaubte Felix, das Rechte zu vermuthen, daß eine Gerichtsverhandlung von besonderer Bedeutung stattfinden werde. Als er die Mitte der Straße erreichte, wurde das Gewühl immer dichter und er hatte Mühe durchzukommen.

Da blieb er plötzlich starr vor Schrecken stehen, fast stockte das Blut in seinen Adern, sein Gesicht erblaßte. Ein Zug nahte sich ihm, der ihm über Alles auf einmal Aufschluß gab. Hoch zu Roß ritt der Quästor den Liktoren voran, die ihre Bündel mit den Beilen auf den Schultern trugen und in ihrer Mitte schritt — Afra einher. Aber nicht traurig oder erschrocken, nein heiter lächelnd, wie wenn sie nicht auf das Forum geführt, sondern zu einem fröhlichen Feste sich begeben würde.

Der Diakon beschleunigte seine Schritte und kam fast athemlos bei Hilaria an, die mit ihren Mägden klagend und händeringend ihn empfing.

„Sprecht, was ist mit Afra geschehen?“ rief ihnen Felix zu.

Es bedurfte jedoch längere Zeit, bis man ihm erzählen konnte, was vorgefallen. So erfuhr er Folgendes. Hilaria und Afra erwarteten mit Sehnsucht des Diakons Zurückkehr und schickten sich eben an, den Garten zu verlassen um in ihre Gemächer zurückzugehen, als sie heftige Schläge an die Thüre des Hauses von der Straße her vernahmen und gleich darauf der Hüter leichenblaß herbeistürzte und den erschrockenen Frauen erzählte, daß der Quästor Einlaß begehre und das Haus von Liktoren und

drohendem Volke umstellt sei. Der schnell herbeigerufene Afer öffnete nun und fragte, was dieses zu bedeuten habe. Der Quästor jedoch wies einen schriftlichen Befehl des Landpflegers vor, nach welchem er die Priesterin Afra auf das Forum vor dem Kapitol zu verbringen habe, wo sie das Weitere erfahren werde. Sollte Widerstand geleistet werden, so müsse er seinen Auftrag mit Gewalt ausführen.

„Ich bin fast der einzige männliche Bewohner des Hauses,“ erwiderte ihm Afer ruhig, „und werde Dich nicht hindern, Deines Amtes zu walten.“ Der Quästor trat nun zu den harrenden Frauen und fragte Afra, ob sie wirklich eine Christin sei, wie man von ihr behaupte und diese leugnete es auch nicht, sondern bekannte laut und offen ihren Glauben an Christus. Hierauf wurde sie von den Liktoren in die Mitte genommen, was nun weiter mit ihr geschehe, wisse man nicht.

Nach einigen tröstenden Worten verließ Felix die Bestürzten und eilte, was seine Füße vermochten, den Weg zurück, um das Forum zu erreichen und zu sehen, was über das Mädchen verhängt werde. Der freie Platz vor demselben war aber dicht mit Menschen besetzt und es kostete ihn viele Mühe und manches gute Wort, bis es ihm gelang, in die vordersten Reihen zu kommen, wo er Alles genau hören und sehen konnte.

Auf seinem Richterstuhle vor dem Portale saß Gajus mit finsterer Miene. Er trug den goldenen Reif um das Haupt und stützte den Stab auf das rechte Knie. Sein Panzer war fast von einem purpurnen Mantel bedeckt, den er um die Schultern geworfen. Rechts von ihm stand der Quästor, links der Befehlshaber der Legion, während die Aedilen der Stadt hinter diesen aufgestellt waren. Auf einer marmornen Säule befand sich eine Statue des Jupiter, um diese hatten sich die Priester geschaart, allen voran Flaminius. Die Liktoren hatten alle Mühe, das andrängende Volk zurückzuhalten. Afra stand ruhig und gottergeben in der Mitte und wartete der Fragen, die an sie gerichtet werden sollten.

Die Aufregung des Volkes war groß und haßerfüllte Blicke

fielen aus Aller Augen auf das Mädchen. Der Oberpriester hatte die Tempeldiener ausgesendet, um durch Verdächtigungen der schwersten Art das Volk gegen Afra zu reizen und erreichte diesen Zweck auch vollkommen. Es war unerhört, daß sich in der Stadt Christen vorfanden, denen man Alles, nur nichts Gutes nachsagte, die im Besitze der gefährlichsten Zaubermittel sein sollten, ja deren Macht so weit gehe, daß sie ganze Städte zu vertilgen im Stande seien.

Auf ein gegebenes Zeichen des Quästors trat nun Ruhe ein, Gajus erhob sich und befahl, das Mädchen näher heranzuführen.

„Du bist Afra, der Hilaria Tochter und eine Priesterin des Venustempels?" fragte er finster.

„Ich war einst in Verblendung und Unkenntniß dieser ergeben," antwortete diese ruhig, „jetzt bin ich es nicht mehr."

„Warum hast Du Dich von ihr abgewendet?" forschte der Landpfleger weiter.

„Weil ich erkannt habe, daß ich auf bösem Wege wandelte, und die Nichtigkeit Eurer Götter kennen gelernt habe!"

„Was sprichst Du da, willst Du uns belehren," fuhr zornig Gajus sie an. „Unsere Götter waren und werden sein, unsere Vorfahren lagen vor ihren Bildern im Staube und unsere Nachkommen werden sie verehren wie wir. Man hat mir berichtet, Du seiest eine Christin. Sprich, ist dieses Wahrheit?

„Ja, ich glaube an Christus, den Sohn Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden und ich danke ihm aus vollster Inbrunst meines Herzens, daß er mich würdigt, dieses offen zu bekennen," erklärte das Mädchen feierlich.

Der Landpfleger biß bei diesem Geständnisse die Zähne zusammen, ein drohendes Murmeln des Volkes wurde hörbar. Die heidnischen Priester besprachen sich lebhaft untereinander, Flamminius trat im höchsten Zorne vor.

„Ich verlange von Dir, daß Du die Priesterin mit Gewalt in den Tempel verbringst," rief er dem Landpfleger zu, „für das Weitere werde ich Sorge tragen."

Gajus jedoch winkte wieder zur Ruhe. Dann begann er in etwas milderem Tone zu Afra gewendet: „Glaubst Du, Dein

früheres Leben sei damit ausgetilgt und vergessen? Die Götter waren Dir günstig gesinnt, sie haben Dich reich gemacht und alle Freuden geboten, die der Mensch verlangen kann. Es ist Undank von Dir, daß Du sie nun verlassen, ja sogar verachten willst."

„Die Erkenntniß des allmächtigen Gottes, kam leider zu spät zu mir," war die Antwort. „Ehe ich ihn erkannte, habe ich ihn mit vielen Sünden beleidigt, aber nun soll es nimmermehr geschehen."

„Eine Person von Deinem Lebenswandel," meinte der Landpfleger, „und Christin? Das ist mir befremdend."

„Christus," antwortete Afra, „hat es selbst gesagt, daß er der Sünder wegen kam und sein Evangelium verkündet es, daß eine Sünderin seine Füße mit ihren Thränen abwusch und Vergebung erlangte."

„Du mußt nun entbehren, während Du früher im Reichthum schwelgtest," war der weitere Einwurf. „Ist Dir das so gleichgiltig?"

„Ich habe das auf diesem unerlaubten Weg erworbene Geld den Armen geschenkt und fühle mich in meiner Dürftigkeit reich. Warum soll ich das wieder suchen, was ich freiwillig hergab?"

„So bist Du durch nichts zu bewegen, dem Christenglauben zu entsagen?" fragte Gajus.

„In ihm allein finde ich mein Heil und meine Hoffnung. Niemals werde ich dieses thun!"

„Opfere hier auf der Stelle den Göttern, wenn Dir Dein Leben lieb ist," schrie nun Gajus voller Wuth.

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich Eure Götter aus Stein und Erz verachte, wie kannst Du ein solches Verlangen an mich stellen?"

„Der Tod in den Flammen erwartet Dich, wenn Du nicht meinen Befehl vollführst."

„Thue das und noch in der letzten Minute wirst Du von mir hören, ich bin eine Christin!"

„Ich gebe Dir Zeit zur Ueberlegung," sprach nun der Landpfleger, „und hoffe, daß Dein Sinn sich ändern wird. Sollte es aber nicht sein, so werde ich mein Wort halten und alle mit Dir

vernichten, die Deines Glaubens sind. Führt sie in den Kerker und bewacht sie wohl."

Afra pries laut Gott, der sie würdige, für ihn zu dulden und zu leiden und folgte willig den Liktoren, welche sie in das Gefängniß führten.

Unmuthig zerstreute sich das Volk, es hatte erwartet, schon heute ein blutiges Schauspiel zu sehen. Die Priester, besonders Flaminius bestürmten den Landpfleger mit Vorwürfen, daß er sie nicht dem Tempel übergebe, allein dieser behauptete, daß er nach dem Befehle des Kaisers handeln müsse und falls sie nicht folge, bestraft werden müsse.

Felix, der Alles mit angehört hatte, kehrte nun eilenden Schrittes in Hilaria's Haus zurück und berichtete von der wunderbaren Standhaftigkeit, die Afra allen Vorstellungen und Drohungen gegenüber gezeigt hatte. Lange beteten sie, daß Gott sie darin erhalten möge und wünschten sich das gleiche Loos, um ebenso offen bekennen zu können, daß sie eines Sinnes mit dem Mädchen seien.

Dieses sollte auch nicht lange auf sich warten lassen.

Flaminius hatte sich zu Flaviu's Vater, dem Quästor nach der Verhandlung begeben, um diesen zu bestimmen, seinen Einfluß bei dem Landpfleger dahin geltend zu machen, daß ihm Afra in die Hände gegeben werde, um seine Rache an ihr kühlen zu können. Er wies auch darauf hin, daß wohl auch ihre Mutter und die übrigen Inwohner Anhänger des Christenthums seien und wenn man auch diese zur Rechenschaft ziehe, hiedurch vielleicht auf das Mädchen einwirken könne.

Der Quästor versprach dieses zu thun und Flaminius dann sofort Nachricht über seine Bemühungen zukommen zu lassen. Kaum aber hatte dieser das Haus verlassen, so erinnerte sich Flaviu's Vater, daß sein Sohn zu Afra einst in näheren Beziehungen gestanden und als früherer täglicher Hausfreund vielleicht im Stande wäre, Afra auf den gewünschten Weg zurückzubringen. Er überlegte sich die Sache nach allen Seiten und da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, auf diese Weise zum Ziele zu ge-

langen, so setzte er sich nieder und schrieb an seinen Sohn die Ereignisse des Tages, am Schlusse die Aufforderung beifügend, sogleich zu ihm zurückzukehren. Ein Eilbote ging noch am nämlichen Abende nach dem Landgute ab, der die mündliche Weisung bekam, nur mit Flavius zurückzukehren.

Als der Brief geschrieben, ging der Quästor zu Gajus, um im Interesse des Oberpriesters zu wirken. Er fand diesen in höchster Eregung und durfte so hoffen, für seine Vorstellungeu ein geneigtes Ohr zu finden.

Als er ihm den Vorschlag machte, Afra nicht am Leben zu strafen, sondern sie in ewiger Gefangenschaft im Tempel zu halten, wies dieses der Landpfleger jedoch von kurzer Hand ab.

„Ich will sehen ob ich den Eigensinn dieses Mädchens nicht brechen kann," rief er am Schluße aus. „Zum größten Ruhme würde es mir gereichen, wenn wir dieses gelänge und auch des Volkes wegen, wäre es mir erwünscht, weil dadurch das Ansehen der Götter nur befestigt würde. Wohin würden wir kommen, wenn Zweifel an der Macht derselben auftauchen würden?"

„Ich wüßte vielleicht doch noch ein Mittel, um Afra nachgiebig zu machen," bemerkte hierauf der Quästor.

„Nenne es mir und ich bin bereit es anzuwenden," erwiderte Gajus. „Ich schrecke vor nichts zurück, man soll nicht sagen können, ein schwaches Mädchen triumphire über mich."

„Sollte denn Afra die einzige Christin des Hauses sein," sprach nun langsam der Quästor. „Sollte nicht auch ihre Mutter und die übrigen Verwandten bereits der neuen Lehre gewonnen sein. Werfe diese ebenfalls in den Kerker, drohe dem Mädchen mit dem Tode derselben, wenn sie nicht den Göttern opfern und Du wirst sehen, daß das kindliche Gefühl in ihr die Oberhand gewinnt und sie Deinem Willen sich unterwirft."

„Das ist ein köstlicher Rathschlag, Freund," war die freudige Antwort, „der auch sogleich befolgt werden soll. Ich glaube, daß wir so sicher zum Ziele gelangen und werde ich nicht vergessen, Deine geleisteten Dienste dann dem Kaiser mitzutheilen."

Sofort ertheilte er den Befehl, Hilaria, Afer und die Mägde

in Gewahrsam zu bringen, sie aber noch auf glimpfliche Weise zu behandeln, bis ihre Schuld erwiesen sei. Vollkommen zufrieden mit dem Erfolge seiner Unterredung verließ der Quästor den Landpfleger. Zwei Stunden später befanden sich Alle in dem Gefängnisse, das auch Afra umschloß, aber Keines war niedergeschlagen, sondern sie lobten Gott auch in diesen Mauern und sahen freudig ihrem kommenden Schicksale entgegen. Nur Felix war nicht unter ihnen. Als er hievon Kunde erhielt, verbarg er sich bei einigen andern Neubekehrten, um abzuwarten, was geschehe und die kleine Gemeinde in dieser schweren Zeit nicht ohne Führer zu lassen.

Flavius staunte nicht wenig, als er diese Nachrichten von seinem Vater erhielt. Das Loos des gefangenen Mädchens ging ihm doch zu Herzen und so beeilte er sich, dem Wunsche nachzukommen. Ungern verließ er allerdings das Landgut, er hatte immer gehofft, Isula noch einmal zu begegnen und sie dann zu bewegen, ihre Vorurtheile schwinden zu lassen und ihm anzugehören. Mit schwerem Herzen nahm er deßhalb Abschied von dem See und dem Walde und gar oft blickte er noch zu diesem zurück, als der Wagen dahinrollte, bis die letzten Wipfel der Bäume verschwanden. Er hatte bei sich beschlossen, so bald wie möglich die geräuschvolle Stadt zu verlassen und die Ruhe und den Frieden wieder aufzusuchen. Daß er sein schönes Landgut nur in Schutt und Asche gesunken, wiedersehen sollte, daran dachte er nicht.

Gleich nach seiner Ankunft und nachdem er eine lange Unterredung mit seinem Vater hatte, ließ er sich nach Afras Kerker führen. Die langen, feuchten Gänge, die er durchschreiten mußte, stimmten ihn bei dem Gedanken wehmüthig, in welchem Ueberfluße einst die Gefangene gelebt und wie ihr Haus von den Klängen der Freude und Lust widerhallt hatte. Hier war alles so still und düster, nur die eigenen Schritte waren hörbar, die dumpf an dem Gewölbe sich brachen. Der Kerkermeister öffnete eine kleine Thüre, einige Schritte abwärts und er stand vor Afra.

In der Dunkelheit, welche hier herrschte, kannte diese den Eingetretenen nicht sogleich. Erst als sie genauer hinsah und

Flavius ein paar Schritte näher trat, gewahrte der junge Mann die Ueberraschung, welche sein Kommen verursachte.

„So muß ich Dich wieder sehen, Afra?“ sprach er bewegt. „Wer hätte Das gedacht, als ich von Dir Abschied nahm.“

„Du klagst über mich?“ antwortete sie freundlich. „Nicht doch, preise mich glücklich, daß ich um meines Heilandes willen leiden darf, eine größere Wonne gibt es nicht für mich.

„Verblendete,“ rief Flavius aus, „wie kannst Du glauben, daß der Gott der Christen, Dir zum Heile gereichen kann. Aendere Deinen Sinn, Alles wird Dir vergeben sein und heute noch kannst Du dieses Gefängniß verlassen.“

„Spare Deine Worte Flavius,“ antwortete sie ihm. „Ich habe nur einen Wunsch und bete täglich zu Gott, daß er Deinen Sinn erleuchten möge und Dich der Gnade theilhaftig mache, ihm zu folgen. Dann wirst Du erkennen, wie ich, was es hohes und heiliges um den Christenglauben ist und der wahre Frieden wird auch im Gefängnisse Deine Brust erfüllen.“

„So bist Du durch nichts mehr zu bewegen, unsern Wünschen nachzukommen?“ fragte Flavius.

„Ich fürchte den Tod nicht, ich wünsche ihn sehnlich herbei, wenn er auch noch so grauenhaft ist. Er wird mich mit Dem vereinen, dem ich mein Leben geweiht.“

„Bei dem Andenken Deines Vaters beschwöre ich Dich,“ bat des Quästors Sohn, „bei der Liebe zu Deiner Mutter, die nun ebenfalls im Gefängnisse Deinetwegen schmachtet, laß ab von Deinem Wahne und gehorche den Befehlen des Kaisers.“

Allein auch diese Worte waren vergebens gesprochen, ruhig war Afras Antwort: „Sie alle sind Christen und wissen was sie zu thun haben. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Noch immer gab Flavius nicht alle Hoffnung auf und entfaltete seine ganze Beredsamkeit. Jeden nur irgend denkbaren Grund führte er an, aber vergebens. Endlich sah er die Nutzlosigkeit seines Bestrebens ein und mit wirklichem Mitleid nahm er von ihr Abschied, wußte er doch, was ihr bevorstand.

„Du hättest Dich retten können. Du willst es nicht, sprach

er tief bewegt zu ihr. So lebe wohl! Ich trage das Bewußtsein in mir, Alles gethan zu haben, was die Freundschaft mir gebot, so komme denn das Verderben über Dich, ich trage keinen Theil daran."

„Gott sei mit Dir," erwiderte sie ihm, „und wenn er mein Gebet erhört, so sehen wir uns wieder dort drüben im ewigen Leben."

Mit eigenen Gefühlen verließ der Römer den Kerker und erzählte seinem Vater die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen. Dieser setzte den Landpfleger davon in Kenntniß und in seinem Zorne schwur dieser beim Zeus, daß der kommende Tag der letzte ihres Lebens sein solle.

Noch einmal wurde sie auf das Forum geschleppt, wiederholt aufgefordert, den Göttern das Opfer darzubringen, allein so standhaft wie das Erstemal verweigerte sie es.

„So stirb den Flammentod und noch in dieser Stunde," lautete das Urtheil des Landpflegers. Als die Priester und das Volk diese Worte vernahmen, jauchzten sie Gajus zu und nannten ihn den treuesten Diener des Kaisers und einen gerechten Richter.

Rohe Schergen ergriffen nun Afra und banden ihr die Hände auf den Rücken. Ruhig, ja heiter ließ sie Alles über sich ergehen, von ihren Lippen strömten Lobpreisungen, daß sie solcher Gnade gewürdigt werde.

Fort ging es nun durch die Stadt, alles Volk strömte ihr nach. Als sie an dem elterlichen Hause vorüber kam, lispelten ihre Lippen noch ein Gebet für die Stätte ihrer Geburt. Dann ging es hinaus zu dem juvavischen Thore, dem Strome zu, der seine reißenden Fluthen dahin wälzte, als zürne er, der Zeuge eines solchen verbrecherischen Schauspieles zu sein. Nach einer halben Stunde Weges, war eine kleine Insel erreicht, auf welcher die Hinrichtungen stattzufinden pflegten.

Die Henkersknechte stießen nun einen dicken Pfahl in die Erde und trugen eilfertig dürres Reisig und Holz zusammen, das sie zu einem dichten Haufen aufschichteten. Gar manches höhnische Wort mußte sie dabei hören, aber keine Antwort wurde den

frechen Spöttern zu Theil, die Augen zum Himmel gerichtet, flehte sie um Vergebung für ihre Feinde. Als alles bereitet war, banden sie Afra an den Pfahl und zündeten den Holzstoß an, dessen Rauch die Martyrin fast unsichtbar machte. Aber ihr Gebet war hörbar und ihre Bitte um Vergebung ihrer Sünden.

„Nimm mich auf in Deine Hände, Erlöser der Welt!" waren ihre letzten Worte, dann neigte sie das Haupt auf die Seite, das Feuer ließ sie unverletzt. Der Rauch hatte sie erstickt.

Mit stummem Staunen sah das Volk diesen Heldentod des Mädchens und gar Mancher ging tiefsinnend in die Stadt zurück, es mußte denn doch eine große Wahrheit in dem neuen Glauben enthalten sein, der so freudig eine schwaches Mädchen den Tod erleiden ließ.

Von Afra bekehrte Freunde holten bei der Nacht ihren Leichnam und begruben ihn in aller Stille in einem Garten in der Nähe des Venustempels.

Auch das Schicksal ihrer Mutter, Afers und der übrigen Glaubensgenossen sollte nun bald entschieden sein. Ebenso wie Afra weigerten sie sich, den falschen Göttern zu opfern und Gajus ließ sie darauf theils enthaupten, theils übergab er sie ebenfalls dem Flammentode. Alle starben heldenmüthig wie ihr Vorbild.

Dem Landpfleger gelang es aber nicht, seinem Versprechen gemäß, die christliche Religion in seiner Provinz auszurotten. Das Blut der Märtyrer war der Same, aus dem immer neue Früchte erwuchsen und bald verbreitete sich das Christenthum von Augusta hinaus auf das Land, wo es besonders zahlreiche Anhänger fand.

V.

Der Bajuwaren Untergang.

Flavius erschütterte der Tod seiner ehemaligen Freundin so sehr, daß er ungesäumt nach seinem Landgute zurückkehren wollte. Allein an dem Widerspruche seines Vaters scheiterte dieses Vor-

haben, er wollte nun, daß der Sohn sein müßiges Leben verlasse nnd sich mit allem Ernste zur Nachfolge in seinem Amte vorbereite.

Zudem waren noch dunkle Gerüchte im Umlauf, welche die Gemüther der Römer wohl zu beunruhigen im Stande waren. Von Norden her drohte den römischen Provinzen wirkliche Gefahr, denn weit entlegene Völkerschaften hatten ihre Wohnsitze verlassen und drängten die vor ihnen wohnenden aus den innegehabten Landstrichen, wollten diese nicht vernichtet werden. So kamen Tausende an die römischen Grenzen mit Weib und Kind und verlangten Schutz nnd Aufnahme und so weit es möglich war, wurden ihnen diese auch zu Theil.

Diese Vorkommnisse mußten aber die Aufmerksamkeit der Landpfleger erregen und aus den südlicher gelegenen Castellen und Lagern wurden daher die Cohorten nach den am meisten bedrohten Punkten gesendet, um einem plötzlichen Ueberfalle die Spitze bieten zu können. Die längs der Danubia**) angelegten Befestigungen wurden in besseren Zustand versetzt und Alles aufgeboten, um jederzeit gerüstet zu sein.

Auch Gajus hatte den Befehl erhalten, einen Theil der Besatzung Augusta's, welche aus der dritten italienischen Legion bestand, abzugeben, was aber nur mit Widerwillen geschah, denn alle Anzeichen sprachen dafür, daß auch der übrig gebliebenen seßhaften Ureinwohner sich eine dumpfe Gährung bemächtigte, die bei einem unbedeutenden Anlasse zur vollen Flamme ausbrechen konnte. Die Befehle der Römer wurden seit einiger Zeit nur halb oder gar nicht vollzogen, ja es war schon vorgekommen, daß kleine Abtheilungen römischer Soldaten überfallen wurden, von denen kein Mann mehr zurückkehrte, der Kunde hätte geben können, wer eigentlich die Thäter waren.

Gajus hatte dieses Alles nach Rom berichtet und um Verhaltungsmaßregeln und besonders um entsprechende Verstärkung nachgesucht. Allein der schwache Kaiser kümmerte sich mehr um die Schauspiele, die im Kolosseum aufgeführt wurden, weidete sich

---

**) Die Donau.

lieber an den Todesqualen der von ihm bis auf das Aeußerste verfolgten Christen, als um die Gefahren, die seinen nordischen Provinzen drohten. Er ließ alle Ermahnungen und Vorstellungen unbeachtet, bis es zu spät war.

Flavius mußte sich dem Willen seines Vaters fügen und mit der ihm eigenen Thatkraft widmete er sich nun den Obliegenheiten, die ihm übertragen wurden. Dabei vergaß er jedoch Isula nicht und er hatte deßhalb Cyprius, seinen Vertrauten, nach der Stadt berufen, um ihn in sein Geheimniß einzuweihen und den Auftrag zu geben, dem Mädchen Nachricht über sein Verbleiben, wenn immer möglich, zukommen zu lassen. Allein so sehr sich dieser auch Mühe gab und so oft er die bezeichnete Stelle besuchte, das Mädchen war niemals sichtbar.

Aber wenn auch Flavius selbst zur Stelle gewesen und den Muth gehabt hätte, bis zu der Hütte Wanpalds vorzudringen, er hätte diese leer aufgefunden. Der Vollmond war zum zweitenmale hinter den Bergen empor gestiegen und der Bajuware hatte sie mit den Seinen verlassen, um auf dem bestimmten Platze sich mit den tapfern Streitern, den Ueberresten seines Volkes zu vereinigen.

Da wo in südlicher Richtung der See sich versumpfte, war der Eingang in ein schmales Gebirgsthal. Links und rechts thürmten sich dicht bewaldete Berge empor, die in ihren Schluchten einer großen Anzahl Menschen hinreichenden Schutz boten. Der Ur und der Bär hausten dort ungestört, denn selten verirrte sich ein Bajuware hierhin, eines Römers Fuß hatte die Gegend wohl noch nie betreten. Ein Flüßchen*) mündete in den Sumpf, um jenseits desselben hinaus zu eilen in das tiefer gelegene Flachland, aber nicht frucht- und segenbringend, sondern zerstörend in seinem Laufe, ein Feind dessen, was Menschenhände ihm abgerungen.

Als Wanpald erschien, wurde er mit lautem Jubel begrüßt und besonders Fromars kräftige Gestalt und sein mannhafter Blick gewannen ihm schnell Aller Herzen. Auch Goth und Irma waren

*) Loisach.

bereits hergezogen, die ältesten der Priester, die noch einer bessern Vergangenheit gedachten. Es mochten schon über tausend wehrhafte Männer unter den Bäumen lagern, aber immer kamen noch neue Schaaren aus allen vier Himmelsrichtungen und aus eines Jeden Auge glühte Kampfeslust und Todesverachtung.

Mehrere Tage bedurfte es, bis Paltar, der zum Anführer bestimmt war, erklären konnte, daß nur mehr wenige fehlten und endlich der so ersehnte Tag komme, an dem sie sich auf ihre Feinde werfen könnten. Am kommenden Morgen sollte deßhalb eine allgemeine Berathung stattfinden, die Götter befragt und dann ungesäumt aufgebrochen werden.

In einem großen Halbkreise umstanden die Bajuwaren ihre Führer, angethan mit dem vollen Waffenschmucke, in ihrer Mitte Goth und Irma.

Da trat Paltar vor, mit Schild und Schwert und schwang letzteres nach allen vier Gegenden, zum Zeichen, daß jeder Mann hören dürfe, was er zu sprechen habe. Dann begann er mit weithin schallender Stimme: „Männer und Freunde. Ich sehe mit Wohlgefallen Euch alle um mich versammelt, um den letzten Kampf zu wagen, den uns die Pflicht, die Liebe zu unserem Lande und unser Freiheitssinn gebietet. Wir haben nun lange genug in der Knechtschaft der Römer geseufzt, und uns Weib und Kinder nehmen lassen, ohne im Stande zu sein, die Frevler zu züchtigen. Wenn wir noch länger in Unthätigkeit verharren, trocknet das Mark in unseren Knochen ein und wir gehen ruhmlos unter. Das soll man aber von uns Bajuwaren nicht sagen können, entweder wollen wir siegen oder sterben. So gebt mir Euren Willen kund, ob Ihr bereit seid, den Kampf zu beginnen und dann bestimmt aus unserer Mitte den Tapfersten und Erfahrensten, der Euer Anführer sein soll!"

Der gewaltige Schlachtruf der nun erschallte, das Anschlagen der Schwerter an die Schilde bewies, daß sie mit seinen Worten einverstanden waren.

Wanpald begab sich aus dem Kreise und rief Paltar zu: „Der Tapferste bist Du, führe uns zum Sieg, oder in den Tod!"

„So sei es!“ riefen alle einstimmig, „wir folgen Dir.“

„So will ich der Erste sein, der sein Schwert mit des Römers Blut färbt,“ gelobte Paltar, „und will es Wuotan, so wird bald das Land wieder unser Eigenthum sein.“

Von Neuem erhoben sich die begeisterten Zurufe, bis endlich Goth mit der Hand winkte und Ruhe gebot.

„Laßt uns die Götter durch Opfer versöhnen,“ sprach er, „und ihre Gnade erflehen, ohne welche wir nichts vermögen.“

Ein schneeweißes Roß wurde nun in den Kreis gebracht; es wieherte, was schon als ein äußerst günstiges Zeichen betrachtet wurde. War es ja das Roß, als das dem Krieger werthvollste Thier, das einzig für würdig befunden wurde, dem Kriegsgotte geopfert zu werden.

Fromar, der jüngste unter den Anwesenden hatte es herbeigeführt, und hielt es auch, bis Goth ihm die Kehle durchschnitten hatte und das Blut nun wie ein Strom hervorschoß. Die Röthe desselben war ein weiteres gutes Zeichen und da sich auch der Dampf in die Höhe zog, war man sicher, daß der Gott sein Wohlgefallen daran gefunden. Nun wurde der Kopf abgeschnitten, auf eine Lanze gesteckt, diese aber dann in den Boden gestoßen. Schnell war die Haut abgezogen, ein mächtiges Feuer entzündet, an dem nun die klein geschnittenen Fleischstücke geröstet wurden, um an die Anwesenden vertheilt und von diesen verzehrt zu werden.

Für den kommenden Morgen wurde der Aufbruch bestimmt. Paltar hatte die Bajuwaren in drei Schlachthaufen getheilt. Den mittlern befehligte er selbst, dem rechten Flügel gab er Wanpald zum Führer, dem Linken seinen Bruder. Die Weiber und Mädchen, dann der Troß kamen in den Rücken, die mitgeführte Wagenburg diente zum Schutze bei einem Angriffe auf offenem Felde. So war Alles vorbereitet und mit Zuversicht hofften die Bajuwaren auf den Sieg.

Isula war wieder heiter geworden. Sie hatte Gelegenheit gefunden, Erkundigung einzuziehen, ob Flavius ihren Rath befolgt hatte und vernommen, daß dieser plötzlich das Landgut ver-

lassen und in die Stadt zurückgekehrt war. Sie wußte nicht, daß dieses auf Befehl seines Vaters geschehen war, vielmehr glaubte sie, ihre Bitte habe ihn hiezu bewogen. Nun war er wenigstens vor dem ersten Anprall geschützt und sie durfte nicht für sein Leben bangen. Diese Gewißheit hatte sie froher gestimmt und so war sie den Ihrigen gefolgt in der Hoffnung vielleicht auch noch später für ihn thätig sein zu können.

Es war ein beschwerlicher Marsch, den die Bajuwaren am andern Tage durch den Sumpf und Wald zurückzulegen hatten. Gar oft versanken die Fuhrwerke bis an die Achsen der Räder in dem tückischen Schlamme und nur mit aller Kraftanstrengung konnten sie wieder herausgezogen werden. Hin und wieder stürzte ein Pferd über die hervorstehenden Wurzeln und brachte dadurch den ganzen Zug in Verwirrung. Bis zum Mittag hatten sie jedoch die gefährlichsten und unwegsamsten Stellen hinter sich und nun ging es rascher vorwärts. Am Abende lagerten sie sich am Ausgange des großen Waldes. Kein Feuer durfte angezündet, fast kein lautes Wort gesprochen werden, um sich nicht zu verrathen, denn die nächste Niederlassung der Römer an dem See war kaum mehr eine Stunde entfernt.

Aber sie waren doch schon entdeckt worden. Tullius, des Flavius Freund, war an diesem Morgen zur Jagd aufgebrochen und weit in den Wald vorgedrungen, als er auf einmal Waffengeklirr, das Wiehern vieler Pferde und dazwischen mannigfache Zurufe hörte. Bei der sonstigen Ruhe und Stille, die hier herrschte, fiel ihm dieses auf und vorsichtig schlich er sich näher, um die Ursache zu ergründen. Mit Schrecken gewahrte er die bewaffneten Schaaren der Bajuwaren, die siegesmuthig einherzogen. Es wurde ihm sofort klar, was dieses zu bedeuten hatte, denn einzelne Gerüchte waren auch zu ihm gedrungen und so schnell als es ihm möglich war, kehrte er auf sein Landgut zurück. Eilend setzte er die Bewohner der übrigen in Kenntniß und berieth nun, was Angesichts der drohenden Lage zu thun sei. Bei der Uebermacht der heranziehenden Feinde blieb nichts anderes übrig, als das Werthvollste zusammenzuraffen und die Flucht zu ergreifen.

Dieses geschah auch. Als die Nacht hereinbrach, waren die Landgüter von Menschen leer, die Kostbarkeiten derselben theils vergraben, theils hatten sie die Flüchtigen mitgenommen und suchten nun in den nächsten Castellen Schutz und Bergung. Tullius eilte, was sein Roß zu laufen vermochte, nach Augusta, um dem Landpfleger von dem Einbruche der Bajuwaren Kenntniß zu geben, damit die nothwendigsten Maßregeln zur Abwehr so schnell wie möglich getroffen werden konnten.

„So ist also dennoch wahr, was bisher nur in unbestimmten Gerüchten zu mir drang,“ rief Gajus zornerfüllt aus. Ich wollte und konnte es nicht glauben. Die Thörichten, sie stürzen sich muthwillig in das Verderben und besiegeln ihren Untergang. Wie kann die Handvoll Männer unsern Schaaren auf die Dauer Widerstand leisten. Sie sollen schwer empfinden, was es heißt, den Frieden zu brechen, denn mit Empörern habe ich kein Erbarmen.“

„Unterschätze ihre Kraft nicht,“ erwiderte ihm ernst Tullius. „Es sind todesmuthige Männer, die um ihre Freiheit kämpfen und daher doppelt zu zählen. Du weißt auch, daß im entscheidenen Augenblicke auch die Weiber zu den Waffen greifen und ihren Männern an Tapferkeit nichts nachgeben. Erinnere Dich, daß die Cimbern und Teutonen einst nach einer Niederlage die Kinder tödteten und deren Leichname den Siegern in das Gesicht warfen. Es wird ein Verzweiflungskampf und des Blutes genug kosten.“

„Unsere Legionen werden bald mit ihnen fertig sein,“ war die stolze Antwort des Landpflegers. „Wir haben die ganze Welt besiegt und die stolzesten und mächtigsten Könige sind vor unseren Triumphwagen hergezogen und auch ich hoffe, daß ich ihre Anführer als Sklaven nach Rom senden kann. Doch wozu der vielen Worte. Was ich aus den nächstgelegenen Castellen und Lagern an Soldaten in Eile zusammenziehen kann, soll sich hier vereinigen und dann will ich ihnen mit der dritten Legion entgegenziehen und Du wirst sehen, schon die erste Schlacht wird sie aufreiben und die Empörung dämpfen.“

Mit fieberhafter Thätigkeit ging er nun daran, seinen Willen

zu vollziehen. Von allen umliegenden Castellen durfte nur die nothwendigste Anzahl von Soldaten zur Bewachung zurück bleiben, die Uebrigen mußten in Eilmärschen nach Augusta. Die ganze Besatzung der Stadt bezog mit diesen ein Lager außerhalb der Mauern, die jungen wehrfähigen Männer und Bürger versahen die Sicherheit im Innern. Keiner weigerte sich Angesichts der drohenden Gefahr und so kam es, daß Gajus nach wenigen Tagen fast mit Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen sehen konnte. Doch trafen am Anfange schlimme Nachrichten für die Römer ein, es schien als ob sie das bisherige Glück verlassen habe.

Paltar war nicht wenig überrascht und erstaunt, als er an den See herunterzog und kein lebendes Wesen auf den Landgütern vorfand. Es war kein Zweifel, daß die Bewohner Kenntniß von dem Anzuge hatten und sich noch zu rechter Zeit retten konnten. In dem ganzen Heere der Bajuwaren herrschte darüber Zorn und Erbitterung, nur Eine war es, der diese Flucht Beruhigung gewährte und diese war Isula. Was nun weiter geschah, war ihr völlig gleich, sie wußte den Geliebten gerettet, die übrigen Römer waren ihre Feinde.

Bald loderten die Flammen aus allen Landhäusern am See, kein einziges blieb verschont. Erst als sie vollständig niedergebrannt waren, zogen sie weiter, dem Licus zu, um von dort die Hauptstadt der Provinz zu erreichen. Nach ihrer Meinung mußten auch schon die nordischen Völker auf dem Gebiete der Römer stehen und gegen die Stadt im Anzuge sein. Waren sie vereinigt, konnte ihnen nichts mehr widerstehen, und der Untergang ihrer Feinde war unaufhaltsam.

Allein dieses gewünschte Ereigniß sollte nicht eintreten. Jene, von denen sie Hilfe erwarteten, bedurften dieser selbst. Die weiter im im Norden gelegenen Völkerschaften ließen sich nicht so leicht aus den liebgewordenen Wohnsitzen verdrängen und hatten sich nun mit den Nachbarstämmen geeint und waren den Eindringlingen mit überlegener Anzahl entgegengetreten. Dadurch wurden diese in ihrem Zuge aufgehalten und als sie auch noch eine Schlacht verloren, mußten sie sich entweder zurückziehen, oder einen anderen Weg ein=

schlagen. Sie wählten das Letztere und zogen dem Laufe des Mains entlang nach Westen, wo sie sich endlich an dem oberen Laufe des Rhenus ruhig niederlassen konnten. Dadurch aber war den Bajuwaren jede Hilfe entzogen und sie auf sich selbst angewiesen.

Rasch drangen sie nun vor und nahmen im ersten Anlaufe einige Castelle den überraschten Römern weg. Damit hatten sie einen festen Hinterhalt gewonnen und glaubten schon an einen sichern Sieg. So nahten sie sich Abnoras*), einem wohlbefestigten Städtchen, das ihnen aber ernstlichen Widerstand leistete, in der Hoffnung, von dem nahen Augusta Ersatz zu erhalten. Allein obwohl der Befehlshaber einen Eilboten nach dem andern an den Landpfleger absandte, wurde ihm dennoch keine Hilfe, ja der Letzte brachte den Befehl mit, womöglich in der Nacht das Städtchen in aller Stille zu verlassen, die Brücken über den Fluß zu verbrennen und sich mit dem Heere zu vereinigen, das nördlich die Bajuwaren erwartete.

Die folgende Nacht war zu der Ausführung dieses Befehles wie geschaffen. Vom Gebirge her zogen dem Laufe des Flusses entlang schwefelgelbe Wetterwolken, die einen unheilbringenden Ausbruch verkündeten. Früher wie sonst lagerte sich die Nacht auf die Erde und Römer wie Bajuwaren sahen ängstlich dem Zusammenballen der Wolken entgegen. Rasch und ehe man es nur vermuthete, brach auch das Ungewitter los und eine solche Dunkelheit herrschte, daß man im Freien kaum den nächststehenden Menschen erkennen konnte. Die unaufhörlich niederzuckenden Blitze erhellten nur auf Momente die Gegend, machten aber die Finsterniß nachher doppelt fühlbar. Dazu raste der Sturm, goß der Regen in Strömen nieder und rollte der Donner unaufhörlich über das lang ausgestreckte Feld dahin.

Dem Befehlshaber der Truppen kam dieses Unwetter höchst gelegen. Auf dem kleinen Forum hatte er diese um sich gesammelt und unter dem Schutze der bewegten Natur verließ er geräuschlos

*) Das heutige Landsberg.

das Städchen. Als der letzte Mann die Brücke überschritten, ließ er diese anzünden und vom Sturme angefacht, brannte sie bald von einem Ende zum andern. Ruhig und ohne verfolgt zu werden, konnte er nun seinen Marsch zu Gajus fortsetzen, in dessen Lager er auch noch vor Tagesanbruch eintraf.

Wie staunten aber die Bajuwaren, als sie am Morgen diesen unverhofften Abzug bemerkten. Zuerst glaubten sie an einen Hinterhalt, denn es war doch eigenthümlich, keinen einzigen Mann mehr auf den Mauern und Wällen zu sehen. Vorsichtig nahten sie sich, allein nichts ließ sich hören und sehen. So drangen sie nun ein und fanden nichts als die entsetzten Bewohner, welche fußfällig um Gnade baten. Paldmar hatte Mühe die erregten Bajuwaren von einem Blutbade abzuhalten, das nur ihren Namen befleckt und Unschuldige getroffen hätte. Die verbrannte Brücke brachte auch bei ihm Zorn und Aufregung hervor, denn zur nothdürftigsten Herstellung brauchte man einige Tage und jede Stunde war kostbar. Der Fluß war durch die vorhergegangenen Regengüsse zu stark angeschwollen, um durchschritten werden zu können. Bei einem seichteren Wasserstande wäre dieses geschehen, so aber mußte man sich in das Unvermeidliche fügen. Als endlich die Brücke wieder so weit hergestellt war, daß man ohne Gefahr hinüber konnte, setzten die Bajuwaren über und zogen nun auf dem linken Ufer des Flußes hinab Augusta zu.

Zwischen Adnovas und der römischen Provinzstadt dehnt sich eine ungeheure, sterile Ebene aus, heutzutage das Lechfeld genannt, vom Licus in zwei ungleiche Hälften getrennt. Kein Baum war auf der stundenlangen Fläche zu sehen, nur saures kurzes Gras bedeckte den Boden. Hier erwartete Gajus die Empörer, wie er sie nannte, da er auf diesem großen offenen Terrain seine Reiterei besonders entfalten konnte. So gut es ging, hatte er sein Lager verschanzen lassen und dadurch einige Deckung erhalten, während die Bajuwaren dieser entbehrten.

Aber voll Vertrauen auf das bisherige Glück zogen sie heran und als sie der Feinde gewahr wurden, stießen sie ein herausforderndes Geschrei aus. Dann lagerten sie sich in einem breiten

Halbkreise, für den andern Tag war der Entscheidungskampf bestimmt. Unzählige Wachtfeuer brannten die ganze Nacht hindurch, kein Auge schloß sich, voll Zuversicht sah man auf beiden Seiten, dem Siege entgegen.

In vollem Glanze ging die Sonne auf, um das blutige Schauspiel zu beleuchten. Paldmar, sein Bruder und Wanpald begeisterten ihre Krieger durch feurige Reden und forderten sie auf, sich lieber dem Tode zu weihen, als besiegt oder gefangen zu werden. Die Wagenburg beschützte die Weiber und Mädchen. Wer von diesen einen Speer zu tragen vermochte, hatte sich bewaffnet. Berthlind hatte mit einem heiligen Eide geschworen, daß sie und die Ihrigen nicht lebend in die Hände der Römer fallen werde, eher stoße sie sich selbst das Schwert in die Brust. So war Alles in der größten Begeisterung, die Bajuwaren flehten zu Wuotan, die Römer riefen Mars an, ihnen den Sieg zu verleihen.

Gajus hatte zum Angriffe das Fußvolk in die Mitte der Schlachtreihe gestellt, an die beiden Enden die Reiterei, um so die Bajuwaren leichter überflügeln und im Rücken angreifen zu können. Er wußte, daß er hierin das Uebergewicht hatte und seine Berechnung sollte ihn auch nicht täuschen.

Die Bogenschützen schwärmten aus und eröffneten den Kampf. Hageldicht fielen ihre Pfeile auf die Bajuwaren nieder, allein nur wenige wurden davon tödtlich getroffen, die leichten Wunden wurden nicht geachtet. Mit den größten Ungestüme drangen die Angegriffenen, allen die drei Anführer voran, auf die Feinde ein und die kriegsgewohnten Soldaten, der so oft erprobten Legion waren kaum im Stande den ersten Anprall auszuhalten. Sie kamen in Unordnung, grausam wüthete das Schwert der Bajuwaren in ihren Reihen und wäre nicht Gajus selbst mit einer frischen Schaar herbeigeeilt und hätte dadurch die Römer mit neuem Muthe erfüllt, sicher wären sie unterlegen. Nun wogte der Kampf eine Zeitlang gleichmäßig hin und her, beide Theile kämpften mit wahrem Löwenmuth und auf keine Seite wollte der Sieg sich neigen. Immer höher stieg die Sonne, ihre Strahlen brannten

auf die Kämpfenden nieder, allein diese achteten nicht darauf, sie hatten nur einen Gedanken, den Sieg zu erringen.

Gajus, welcher einsah, daß er endlich doch der verzweiflungsvollen Tapferkeit seiner Gegner erliegen müsse, denn Mann um Mann sank darnieder, ein Leichenhaufen thürmte sich um Paldmar und Wanpald auf, ließ nun sein Fußvolk etwas zurückgehen und gab der Reiterei Befehl zu gleicher Zeit in die Seiten der Bajuwaren einzufallen. In ihrem Eifer bemerkten diese die Bewegung nicht, sie sollte zu ihrem Verderben gereichen.

Links und rechts stürmten die Reiter heran und brachten dadurch bald Verwirrung in die Kämpfenden. Zu gleicher Zeit wurde Paldmar von dem Schwerthiebe eines Römers getroffen, lautlos sank er an Wanpalds Seite nieder. Mit neuer Wuth stürzte sich nun dieser den Römern entgegen, wie ein Blitz sauste sein Schwert durch die Luft, jeder Hieb schlug tiefe Wunden, allein nun waren die Tapfern auch umzingelt und kein Ausweg mehr offen. Fromar, der wie ein ergrauter Held kämpfte, hatte dieses zuerst gewahrt und die Schreckenskunde seinem Vater zugerufen.

„So kämpfen wir bis zum letzten Athemzuge," rief dieser den Seinen zu, „getreu unserm Schwure!"

Immer kleiner wurde die Schaar der Helden, Wanpald fiel von einem Speerstiche durchbohrt, nach einigen Augenblicken auch Fromar. Das Blut floß in Strömen, denn theuer mußten die Römer ihren Sieg erkaufen, fast die Hälfte ihres Fußvolkes war getödtet oder verwundet. Da fiel auch der Letzte der Bajuwaren, nicht einer von ihnen war lebend in Gajus Gewalt gekommen.

Als dieses die Weiber in der Wagenburg gewahrten, erhoben sie ein furchtbares Geschrei. Furchtlos wie ihre Männer verließen sie dieselbe und stürzten sich wie Furien auf die Feinde. Anfangs wichen die Römer erstaunt zurück, gegen Weiber wollten sie nicht kämpfen. Aber als sie den Ernst gewahrten, mußten sie nothgedrungen ihr Schwert ziehen und von Neuem die blutige Arbeit beginnen. Wie Löwinnen, die ihre Jungen vertheidigen,

kämpften sie und bald mischte sich ihr Blut mit jenem ihrer Gatten und Söhne und bedeckten auch ihre Leichen das grause Schlachtfeld.

Berthlind war die Tapferste von allen, neben ihr kämpfte Isula. Ihre Augen schweiften von einem Römer zum andern, um Flavius zu entdecken. Ihr Herz pochte bei dem Gedanken, daß das unerbittliche Schicksal ihn ihr gegenüber stellen könnte. Hätte sie ihm gegenüberstehen können? Da sauste ein Speer hernieder und drang ihr mitten durch die Brust. Die Waffe entsank ihrer Hand, Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht, krampfhaft langte sie nach der Brust, dann sank sie an der Seite ihrer Mutter bewußtlos nieder, doch auch diese fiel nach kurzer Zeit. Die Weiber der Bajuwaren waren so ruhmvoll untergegangen wie diese, keine wurde als Sklavin von den Römern erbeutet.

Als Gajus an die Wagenburg kam, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick dar. Alle Kinder lagen ermordet in ihrem Blute, Goth und Irma mit dem Schwerte in der Brust mitten unter ihnen. Die Seherin hatte die grause That begangen, wie sie Goth im Stillen gelobt hatte, wenn die Schlacht verloren würde.

Die Römer betrachteten bewundernd die Gefallenen, solchen Heldenmuth konnte nur die Liebe zum Vaterlande und der Drang nach Freiheit einflößen.

Die Mittagsstunde war vorüber, als die Kunde des so theuer erkauften Sieges in die Stadt drang. Wer es vermochte, eilte dem Schlachtfelde zu, denn gar viele waren es, die in Furcht und Angst für das Leben der Ihrigen die Stunden dahingebracht hatten. Auch Flavius, der wohl ahnte, daß die Bewohner der Hütte mit in den Kampf gezogen waren, säumte nicht, sich Gewißheit darüber zu verschaffen. Als er in dem Lager Kunde von dem Verzweiflungskampfe der Weiber erhielt, eilte er voll banger Sorge zu der Stelle, wo diese gefallen waren. Einen Leichnam nach den andern hob er empor nnd starrte in die entstellten Züge, denn fast zur Gewißheit war es ihm geworden, daß auch Isula sich darunter befinden müsse. Lange sucht er vergebens, bis er einen größeren Haufen Leichen gewahrte, auf den er nun zuschritt. Kaum aber hatte er seine Blicke darauf geheftet, so stieß er einen Schrei aus,

er hatte die Geliebte gefunden und erkannt. Den Speer noch in der Brust lag sie da, das reiche blonde Haar mit Blut getränkt, die Augen geschlossen, aber immer noch ein vollendetes Bild der Schönheit. Von Schmerz überwältigt, sank er neben ihr nieder, bedeckte sie mit Küssen und rief sie mit den zärtlichsten Worten. Langsam zog er die Waffe aus ihrer Wunde, Blut floß noch, das Leben war also noch nicht ganz entflohen. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihm auf, vielleicht war es noch möglich sie zu retten. Er rief die Nächststehenden herbei und vorsichtig ließ er sie nun in das Lager tragen und wandte Alles an, um sie wieder zum Bewußtsein zurückzubringen. Lange blieben seine Bemühungen erfolglos, endlich aber schlug sie die Augen auf.

Wirr blickte sie anfangs um sich, als sie aber Flavius erkannte, umzog ein Lächeln ihren Mund. Dieser war vor Freude fast außer sich und glaubte sie schon gerettet. Doch er täuschte sich.

„Ich sterbe," sprach sie mit matter Stimme „doch danke ich den Göttern, daß sie mir die Gunst erweisen in Deinen Armen zu enden. Ich liebe Dich, ich gestehe es Dir, denn ich darf es ja bekennen, ich besiegle die Liebe zu meinem Vaterlande mit meinem Tode. Sei glücklich und gedenke zuweilen des Mädchens aus dem Walde."

Ein Blutstrom entquoll ihrem Munde, dann hatte sie geendet. Lange bedurfte es, bis Flavius von der Entseelten sich trennen konnte. Ein prächtiges Leichenbegängniß veranstaltete er ihr, wie keines den Gefallenen zu Theil wurde. Die Asche der Geliebten verwahrte er in einer kostbaren Urne, die er täglich mit frischen Blumen zierte.

Nach dem Untergange der Bajuwaren hatten die Römer keinen Aufstand im Innern des Landes mehr zu befürchten. Bald waren die Zerstörungen verwischt und auch Flavius hatte sein Landhaus an den Ufern des Sees wieder aufgebaut, seine Lebenstage wollte er hier in Zurückgezogenheit und in dem Andenken an Isula vollenden.

Täglich fuhr er hinüber auf die stille Insel, wo sich über ihrer Urne sich ein prächtiges Denkmal erhob, das in goldenen Schriftzügen die Liebe und Treue des bajuwarischen Mädchens verkündete.

Des Landpflegers Worte gingen nicht in Erfüllung. Der Tod Afra's hatte neue Bekenner dem christlichen Glauben zugeführt und das Christenthum eine bleibende Stätte in der stolzen Römerstadt gefunden. Felix wurde später das gleiche Loos wie Afra zu Theil und auch Narcissus starb als Martyrer in seinem Vaterlande.

* * *

Das Anstürmen der nordischen Völkerschaften nahm aber immer mehr zu, die Völkerwanderung begann und riß alles Bestehende mit sich fort. Roms Tage waren gezählt, sein Untergang im Rathe des Schicksals beschlossen. Innere Zerwürfnisse, schwache Kaiser trugen zum raschen Ende bei. Die verschiedensten Völkerschaften keltischen und germanischen Ursprungs überschwemmten die Provinzen Rhätien und Vindelizien. Gegen Augsburg zogen die Alemannen ins Land und blieben endlich mit der Benennung Schwaben das herrschende Volk. Die Burgen und Städte der Römer zerfielen und von Vielen nennt die Geschichte nicht einmal mehr die Namen. Aber die ersten Blutzeugen des christlichen Glaubens werden heute noch verehrt, denn das Christenthum überdauert Alles, weil es göttlich und ewig ist.

Der Untergang der Römer in Bayern.

(Zweiter Theil zu „Römer u. Bajuwarin").

Historische Erzählung aus Bayerns ältester Zeit

von **Max Fuchs.**

I.

An der Donau.

Ein herrlicher, prachtvoller Maitag hatte sich auf die Erde niedergesenkt. Im reichsten Blüthenschmucke prangten die Bäume, die jungen Blätter zeigten jene Farbenharmonie, welche einer Frühlingslandschaft so eigenen Reiz verleiht. Von allen Wipfeln schallte der Gesang der Vögel, die Käfer summten, die Schmetterlinge wiegten sich auf den Erstlingsblumen, begierig deren Honig einsaugend. Alles grünte und sproßte, übergossen von den goldnen Fluthen der Sonne, welche soeben in voller Pracht und Majestät über dem Horizont heraufgestiegen war.

Zwei Reiter, welche auf der breiten Heerstraße von Norden her, sich Castra Regina*) näherten, betrachteten auch die Reize der Landschaft mit trunkenen Blicken und die mannigfachen Bewunderungen, die sie ausstießen, ließen erkennen, daß sie weither aus den rauhen Bergen kommen mußten, wo der Frühling seinen Einzug noch nicht gehalten. Auch ihre Kleidung bewies, daß sie Fremdlinge in dieser Gegend waren. Sie trugen eine dunkle, an-

---

*) Regensburg.

schließende Tunika, als Mantel eine Bärenhaut, welche auch den Kopf bedeckte und um die Lenden einen einfachen Gürtel, an dem ein kurzes Schwert hing. Ihre Pferde waren klein, aber ausdauernd, das sah man ihnen auf den ersten Blick an. Besondere Eile schienen sie nicht zu haben, denn bei irgend einem schönen Punkte, der Aussicht gewährte, hielten sie an und besahen sich mit aller Muße die Reize, welche Felder und Wiesen boten.

„Das ist eine Pracht," wandte sich der Aeltere an seinen Begleiter, offenbar seinen Sohne, „wie ich sie noch nie gesehen. Alles blühet hier schon, während in unseren Bergen noch tiefer Schnee liegt und die Sonne kaum so viel Macht besitzt, die harte Erdrinde zu lösen."

„Du hast recht Vater," erwiderte der Angeredete, „meine Augen haben solch Schönes noch nie gesehen und ich weiß nicht, wohin ich meine Blicke zuerst wenden soll. Ich muß Dir gestehen, ich muß die Römer bewundern, denn sicher waren auch hier einst, wie bei uns noch undurchdringliche Wälder, die sie in lachende Fluren umzuwandeln verstanden. Welch herrliche Blumen auf diesen saftigen Wiesen, wie füllen sie die Luft mit Wohlgerüchen, welcher Eifer mußte sie beseelt haben und welche Kraft und Anstrengung mag es gekostet haben, bis sie der Natur all dieses abzuringen vermochten."

„Du wirst die Römer noch näher kennen lernen, wenn wir jene stolze Stadt betreten haben, die Du dort am Horizonte auftauchen siehst," erwiderte der Aeltere. „Sie sind groß an Kriegsruhm und Staatsweisheit, sie bauen ihren Göttern steinerne Tempel, die für tausende von Jahren bestimmt zu sein scheinen und schmücken sie mit Allem, was schön und herrlich genannt werden kann. Du wirst in gerechtes Staunen gerathen, wenn Du ihre Wohnungen betrittst, in denen Alles zu finden ist, was ihre Kunst hervorgebracht und die Bequemlichkeit erfordert. Von Marmor, Gold und Silber strahlen die Wände, was ihr eigentliches Heimathland Italien, was alle die von ihnen eroberten Länder bieten, ist ihnen tributpflichtig und muß ihnen das Leben verschönern helfen."

„Du regst meine Neugierde immer mehr an," antwortete der Jüngere. „Vieles hast Du mir schon erzählt, nun soll ich Alles mit eigenen Augen sehen. Es ist doch ein grosses, thatkräftiges Volk, sonst hätte es seine Macht nicht über den ganzen Erdkreis ausdehnen können. Allem, was stark und muthig, kann ich meine Bewunderung nicht versagen."

„Ich sage Dir, Alles auf dieser Erde hat sein Kommen und Vergehen," war die Antwort. „Das lehren uns auch die Römer. So lange sie ihren alten Sitten treu geblieben und ein einfaches nüchternes Leben führten, errangen sie sicher eine Stufe der Macht nach der andern, bis sie auf schwindelnder Höhe ankamen. Als aber Zügellosigkeit, Genußsucht, Schwelgerei und alle unedlen Leidenschaften in Folge ihres Reichthums die Oberhand gewannen, ihre Kaiser Tyrannen wurden und sich Göttern gleichstellten, da begann der unaufhaltsame Verfall und bald wird der Koloß in Trümmer sinken."

„Wer werden ihre Nachfolger sein?" forschte der Jüngling.

„Wir, wenn wir den Muth in uns fühlen, den Kampf mit ihnen aufzunehmen," erwiderte der Aeltere. „Siehe, immer deutlicher erkennst Du die Stadt mit ihren Mauern und Zinnen, bald werden wir als Sieger in sie einziehen. Kampf und Zwietracht herrscht unter ihnen, das Vertrauen zu ihren Anführern ist geschwunden und so werden sie eine leichte Beute des Starken und Beherzten werden."

„Fühlst Du die Kraft in Dir, die kühne That zu vollbringen?" war die wiederholte Frage. „Könnte es nicht möglich sein, daß in der Stunde der Gefahr sich die Bedrohten einigen und allen Groll und Hader vergessen werden, um den kühnen Eindringling von ihren Grenzen fernzuhalten? Wir würden nicht säumen, es zu thun; haben die Römer weniger Liebe zu ihrem heimischen Heerde?"

„Das Verhängniß ereilt sie", versicherte der Begleiter mit drohendem Blicke. „Was uns an Macht gebricht, muß die Furcht vor unserm Namen und List und Schlauheit ersetzen. Ich fühle mich berufen, in ihre Geschicke einzugreifen und will siegen oder

untergehen. Rom soll vor mir erzittern und von meinem Namen die Ruinen ihrer Städte erzählen.“

Er schwieg eine Zeit lang, wie es schien, um seiner Aufregung Herr zu werden, dann fuhr er fort: „Daß es unter den Römern mit den bestehenden Verhältnissen Unzufriedene gibt, wirst Du bald erfahren. Unsere Reise gilt dem Prätor Valens in dieser Stadt, welchen der Kaiser aus wichtigen Gründen seines Amtes entsetzte und der nun aus dessen Freund der erbitterste Feind geworden ist. Er hat mir Botschaft geschickt, zu ihm zu kommen, um alles Weitere mit ihm zu bereden, da er auch die Zeit für gekommen hält, seine Rache zu kühlen. Die Legionen, die dort liegen, sind noch ihrem Kaiser treu ergeben und mit offener Gewalt ist gegen die feste Stadt nichts auszurichten, es muß daher zur List Zuflucht genommen werden und darüber wollen wir Valens hören. Du kennst nun, was uns hieher geführt und wirst Dich klug zu verhalten wissen. Denke an Dein Volk und Deine Zukunft, denn auf Dein Haupt will ich die Krone setzen, die jetzt ein Unwürdiger trägt. So spricht Flacitheus der König der Rugier!“

Begeisterung und edler Stolz sprachen aus seinen Mienen, als er sich bei den letzten Worten an seinen Sohn wandte, der voll Ehrfurcht zu seinem Vater empor blickte und ihm dann zum Danke die Hand reichte. „Ich will Deiner würdig werden,“ betheuerte der Jüngling, „und der Stolz unseres Volkes sein!“

Der Rugierkönig war eine kraftvolle Gestalt mit offenem freien Blick, hervorragender Nase und scharf geschnittenem Munde. Ein voller blonder Bart umrahmte das Kinn, der ihn aber älter erscheinen ließ, als er wirklich war. Fara dagegen war geschmeidig gebaut mit fast noch zarten Wangen und blauen Augen, welche lebensfroh in die Welt blickten. Sein blondes reiches Haar kräuselte sich in Locken, die bis zu den Schultern reichten. Der scharfe Ritt in der frischen Maienluft hatte ihm sein Gesicht geröthet nnd dadurch sein Aussehen noch besser gestaltet. Von Ermüdung, war trotz der weiten Reise an ihnen nichts zu bemerken.

Das Volk der Rugier wohnte nördlich der Donau, in den Bergen des Böhmerwaldes bis hinüber zu jenen des Fichtelgebirges.

Es war ein trotziger fester Menschenstamm, wie alle die Germanen damals, Unabhängigkeit Freiheitsliebe und Tapferkeit waren ihre Haupttugenden, Sittsamkeit und Treue die ihrer Weiber. In den dichten Wäldern lebten sie in einzelnen Gehöften zerstreut, die Jagd war ihre Hauptbeschäftigung, ertönte aber das Heerhorn ihres Königs, so eilte, was waffenfähig, herbei, um sich um ihn zu schaaren. Wohin er zog, folgten sie, wußten sie doch, daß er sie immer zum Siege führte und reiche Beute ihr Lohn war. Mit Sehnsucht erwarteten sie daher die Rückkehr des Königs, der ihnen vor seiner Abreise verheißen hatte, sie würden bald die dunkeln Wälder verlassen und er sie dann in ein Land führen, wo ewiger Sonnenstrahl und ein ewig blauer Himmel auf sie hernieder blicke.

Immer näher rückte die Stadt den beiden Reitern. Bald konnte man die massiven Mauern und Thürme unterscheiden und immer sichtbarer wurden dann die goldenen Kuppeln der Tempel und Paläste. Das weitgedehnte Forum und das Kapitol überragte alle anderen Gebäude und ließen ahnen, welche Pracht im Innern der Stadt herrsche. Die erste Römerstadt entfaltete sich vor den trunkenen Blicken des Rugierjünglings und sein Vater hatte genug zu thun, um alle Fragen zu beantworten, die Fara an ihn richtete. Endlich ritten sie über die Brücke der majestätisch dahin fließenden Donau und nach wenigen Minuten nahm sie das Innere der Stadt auf. Wie wurde es doch dem jungen Manne so enge in diesen ihn fast erdrückenden Straßen, er der unter dem Laubdache gewaltiger Bäume geboren und erzogen war. Ein beängstigendes Gefühl überkam ihn bei diesem hastigen Thun und Treiben auf den Plätzen, und vor den Tempeln und er war daher froh, als sein Vater endlich in eine ruhigere Straße einbog und nun vor einem prachtvollen Hause hielt, das schon durch sein Aeußeres auf den Reichthum und die Würde seines Besitzers schließen ließ.

Dienstbereite Diener sprangen herbei und halfen den Fremdlingen vom Pferde, um sie dann sofort in das Badezimmer zu führen, damit ihr Körper sich nach den Anstrengungen der Reise

neue Kräfte sammle. Von den ihnen gastlich angebotenen Prunkgewändern machten sie jedoch keinen Gebrauch, im heimathlichen Kleide, behauptete der König, allein sei ihnen wohl, allen fremden Schmuck und Tand verabscheuten sie.

In dem großen Empfangsgemache des ehemaligen Prätors der Stadt, das im ersten Stocke gelegen war, harrte Valens der ersehnten Gäste. Es war herrlich mit Wandgemälden geschmückt, etruskische Vasen und Weihrauchbecken standen in den Ecken und schwellende Ruhesitze zogen sich rings umher. Valens war das Bild eines echten stolzen Römers, den auch das Unglück nicht zu beugen vermochte. Dunkle Augen blitzten unter buschigen Augenbrauen hervor und gaben seinen Zügen etwas Energisches und Selbstbewußtes.

Als die Diener meldeten, daß die Angekommenen das Bad verlassen hätten, erhob sich Valens und ging ihnen bis in das Vorgemach entgegen.

„Die Laren mögen Euern Eingang segnen,“ begrüßte er sie feierlich, „und Euer Kommen meinem Hause Glück und Segen bringen.“

Der König und sein Sohn reichten ihm dagegen die Hand und gaben ihrer Freude Ausdruck glücklich das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben.

Als die Beiden nach vielen Bitten Valen's sich an dessen Seite auf die ihnen ungewohnten Ruhekissen niedergelassen hatten, wurden sie noch einmal freundlich begrüßt, dann fuhr der Römer fort: „Dein Kommen edler Rugierfürst zeigt mir, daß Du meinen Worten vollen Glauben schenktest und meine Botschaft nicht mit Mißtrauen aufnahmest. So höre denn, was ich Dir weiter zu sagen habe. Du weißt, wie schwer und tief ich von dem Statthalter der Provinz durch die Entsetzung aus meinem Amte gekränkt wurde. Wohl noch niemals wird der Kaiser einen treueren und ergebeneren Diener gefunden haben, als mich und ich kann es nicht anders annehmen, als daß meine Feinde mich schmählich verläumdeten, bis sie meinen Untergang berbeizuführen im Stande waren. Genug, die Thatsache ist vorhanden und daran nichts mehr zu

ändern. Aber ich habe es damals bei allen Göttern geschworen, daß ich mich rächen werde und diesen Schwur werde ich auch halten. In Haß und Rache hat sich meine frühere Ergebenheit verwandelt und hätte ich allein die Kraft, schon längst hätte ich diese Provinz von Rom losgerissen und müßte sie sich dann meinen Willen fügen."

„Der Gekränkte sucht sich Recht zu verschaffen," sprach Flacitheus, „ich würde gerade wie Ihr handeln."

„Der günstigste Zeitpunkt wäre jetzt zum Handeln gekommen," fuhr erregter Valens fort. „Die Hauptstadt ist von innern Parteikämpfen zersplittert, ein Feldherr sucht den andern zu verdrängen, um die Macht an sich zu ziehen. Ein unmündiger Knabe nimmt den stolzen Kaiserthron ein, den ein starker und kräftiger Mann kaum mehr zu halten vermag. Von allen Seiten ziehen die Feinde heran, von Afrika herüber drohen wiederholt die Vandalen, deren Rache die Römer so schwer fühlen mußten. In Asien reißt sich eine Provinz um die andere los, in Gallien fielen die Franken und Burgunder ein und wenn auch Du von Norden anstürmst, so ist Norikum, Rhätien und Vindelizien verloren. Die Besatzungen in den Lagern und Kastellen nehmen von Niemanden mehr Befehle an, da sie nicht wissen, wem sie zu folgen haben und der Hilfe untereinander entbehren. Leicht sind die kleineren wegzunehmen und ist das flache Land gewonnen, werden die großen Städte nicht mehr lange Widerstand leisten. Du siehst Fürst, wie vortrefflich die Sachen stehen, nun ziehe Dein Schwert und versetze Rom den Todesstoß."

Der König hatte aufmerksam zugehört. Hin und wieder umspielte ein leises Lächeln seinen Mund als Zeichen der Befriedigung, welche die Schilderung des Römers in ihm erregte. Sein Sohn war Aug und Ohr, nicht einen Blick wandte er von dem Sprecher ab.

„Du kennst die wohlbewachte Mauer*), welche der Donau entlang erbaut und zum Schutze der Provinz von einem klugen Kaiser aufgeführt wurde," erwiderte der Rugier. Mächtige Kastelle

*) Die heute noch theilweise sichtbare Teufelsmauer.

und tiefe Gräben verleihen ihr eine besondere Stärke. An ihr wird der erste Angriff abprallen."

Der Römer lächelte verschmitzt.

„Der Sorge bist Du enthoben," versicherte er dann. „Der Zahn der Zeit hat sich auch an diesem Bollwerke fühlbar gemacht und gerade in unserer Nähe liegt ein großer Theil in Trümmern und ist unbesetzt. Es erfordert keine Anstrengung, den Graben auszufüllen, der dann mit Leichtigkeit überschritten werden kann. Hätte der Statthalter Valerian die nothwendige Sorgfalt auf den Unterhalt verwendet, so würdet Ihr freilich ein schweres Stück Arbeit zu bewältigen haben. Du siehst, ich bin von Allem genau unterrichtet und habe Alles wohl überlegt."

„Reginum aber?" fragte Flacitheus. „Hier wird wohl dann der blutige Kampf beginnen. So lange die Stadt nicht in meinem Besitze, ist an weiteres Vordringen nicht zu denken. Du kennst die dritte italienische Legion, sie hat noch nie gewankt und reiche Lorbeeren an ihre Adler geheftet."

„Auch dieses habe ich nicht vergessen," war die Antwort. „Wer sich in Großes einläßt, muß auch das Kleinste würdigen. Es ist richtig, daß der erste Kampf an diesen Mauern und Wällen stattfinden wird, allein er wird nur von kurzer Dauer sein. Der Garten meines Hauses endet an der Stadtmauer, von wo aus ich mir einen eigenen Ausgang herstellen ließ. Während Ihr mehr zum Schein als im Ernste von außen stürmt, öffne ich Euch nächtlicherweile die Pforte und Du fällst so dem Feinde in den Rücken. Zugleich wird dann auch der Aufstand losbrechen, den ich schon lange vorbereitet und wir sind Herren der Stadt. Was sich widersetzt, verfällt unserm Schwerte, der Weg nach Rom liegt offen."

„Du sprichst mit einer Zuversicht Valens," nahm nun der Rugier das Wort, „als ob es gar keine Zwischenfälle gäbe und Alles sich so fügen müsse, wie Du es wünschest. Ich zweifle nicht daran, daß Du die Sache ohne Leichtsinn behandelst aber zu große Zuversicht kann ebenfalls zum Verderben gereichen. Bist Du denn Deiner Freunde sicher, daß jeder Verrath ausgeschlossen ist?"

„Sie haben beim Styx geschworen," erwiderte ihm der Römer,

„mehr brauche ich nicht zu sagen. Ein jeder von ihnen hat unter der jetzigen Herrschaft gelitten, wurde zurückgesetzt, oder verlor an seinem Vermögen. Du kennst die Unzufriedenheit nicht, die von oben bis unten herrscht und viele sind, welche die Stunde der Befreiung kam erwarten können. Wie viele tapfere Männer werden Dir folgen?"

„Sie werden auf Eueren Straßen keinen Raum finden," war die stolze Antwort „und das Klirren ihrer Schwerter wird bis zur Sonne dringen."

„Du sollst meine Freunde kennen lernen," fuhr Valens weiter fort. „Ich habe ein Fest der holden Göttin Flora zu Ehren veranstaltet und hiezu alle eingeladen. Frage sie selbst die Männer, wie sie denken und fühlen und Du wirst befriedigt sein."

„Ich glaube Deinen Worten," versicherte dann der Rugier, „denn die Zuversicht und Wahrheit, mit der Du sprichst, haben meine Zweifel überwunden.

„Wann wirst Du heranziehen mit Deinen tapfern Schaaren?" fragte der Römer.

„Ehe der Mond zweimal sich gewendet," betheuerte Flacitheus, „wirst Du das Horn der Rugier am jenseitigen Ufer vernehmen."

„So sei es," fügte Valens bei, „und mögen die Götter uns ihren Beistand leihen. Doch noch eine Frage. Welcher Lohn wird mir für mein Mühen?"

„Verlangt!" erwiderte der Fürst kurz.

„Die Prätorwürde habe ich durch die List meiner Feinde verloren," sprach Valens zögernd, „ich überlasse es Dir, meine Verdienste nach Gebühr zu belohnen. Rache an denen, die mich gestürzt, werde ich zu nehmen wissen. Doch nun haben wir das Nothwendigste besprochen, Du wirst noch der Ruhe bedürfen und ich will Dich allein lassen. Meine Sklaven werden Dich dann in den Garten begleiten, wo das Mittagmahl bereitet sein wird, bei welchem Du auch Sempronia meine Gattin und Cornelia meine Tochter finden wirst: Vale!"

Während der letzten Worte hatte er sich von den Polstern erhoben und verließ nun langsam das Gemach, nicht ohne jedoch

ehe er hinter den purpurnen Vorhängen verschwand, seinen Gästen freundlich noch einmal mit der Hand zu winken.

Eine Zeitlang betrachteten Vater und Sohn sich schweigend, sie mußten erst über das Gehörte nachdenken, ehe sie ihre Gedanken austauschen konnten.

„Hast Du die Worte des Römers verstanden?“ fragte dann der Fürst seinen Sohn.

„Seine Rede ist zweischneidig, wie unsere Schwerter,“ antwortete der Jüngling mit leiser Stimme, als fürchtete er von dem Römer gehört zu werden.

„Glaubst Du, daß ein Rugier so handeln würde?“ war die weitere Frage.

„Niemals,“ betheuerte Fara, „Thor, der Allgewaltige würde ihn zermalmen.“

„Ein solches Volk ist leicht zu überwinden,“ fuhr dann der Vater fort. „Betrachte Dir Alles genau, was Du in diesem Hause siehst, und Du wirst zu der Ueberzeugung gelangen, daß nur Wohlleben und Genußsucht ihr ganzes Denken erfüllt. Sieh diese schwellenden Polster und Kissen, wie weich und bequem. Kann hier ein starker Körper gedeihen, muß er nicht vielmehr in Schlaffheit versinken?“

„Das Moos in unsern Wäldern ist weicher,“ erwiderte der Jüngling, „es schläft sich besser auf ihm. Ich versichere Dich Vater, ich sehne mich wieder hinein in unsere Berge und die frische Waldesluft, hier kann ich mich nicht erwärmen, es liegt wie unsagbarer Druck auf mir.“

„Wer die Freiheit gewohnt ist, wird nie an Ketten Gefallen finden,“ war des Vaters Antwort. „Gedulde Dich, morgen haben wir diese stolze Stadt im Rücken und wenn wir wiederkehren, liegt sie im Staube zu unseren Füßen.“

Langsam verstrichen den Beiden die Stunden, bis die Sklaven kamen und sie zu dem Mittagsmahl abholten. In einem buschigen Plätzchen des mit Blumen, Grotten und herrlichen Statuen geschmückten Gartens waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen, die Gäste würdig zu empfangen. Dicke Tücher, die das

Land nicht hervorbrachte, bedeckten den Boden, silberne und goldene Gefäße, deren Gebrauch den Fremdlingen unbekannt war, bedeckten die kleinen zierlichen Tischchen, während andere sich fast unter der Last der Weinkrüge bogen. Blumen aller Arten sandten ihnen ihre Düfte entgegen und aus den Zweigen ertönte der Gesang nie gehörter Sänger. Alles zeigte vom größten Reichthum und verwundert blickte der junge Rugier umher, er glaubte sich in eine andere Welt versetzt.

Endlich erschien Valens mit seiner Gattin und seiner lieblichen Tochter Cornelia unter Begleitung der Flötenbläser und gefolgt von den Sklaven, welche zur Bedienung nothwendig waren. Das Mädchen schlug ihre feurigen dunklen Augen in sichtbarer Verwirrung nieder, als sie der schönen Gestalt des jugendlichen Germanen gegenüber stand und ihm den Willkommgruß bot. Auch über Faras Gesicht zuckte ein freundliches Lächeln, als er dem Mädchen in die Augen blickte, wahrlich solche edle Züge hatte er noch nie gesehen. Einige Augenblicke stand er stumm und verlegen da, er wußte nicht, was er antworten sollte und erst als sein Vater die Römerinnen willkommen hieß, gewann er seine Fassung wieder.

War es Absicht oder Zufall, als man sich nieder ließ, lag Fara an der Seite des Mädchens und hatte so die Pflicht, diese bei dem lukullischen Mahle zu unterhalten, das nun aufgetragen wurde. Alle die kostbaren Speisen ließ der junge Rugier fast unberührt, den Wein von Cypern und Sizilien kostete er kaum und wenn auch die Flötenspieler die sanftesten Weisen ertönen ließen, er hatte kein Ohr für sie. Seine ganze Aufmerksamkeit war seiner reizenden Nachbarin gewidmet, die wie eine Venus hingegossen vor ihm lag.

„Du bist aus weiter Ferne gekommen Fremdling," begann Cornelia die Unterhaltung, „wie mir mein Vater sagte. So erzähle mir doch von Deiner Heimath und Deinem Volke."

Faras Auge leuchtete bei diesen Worten und nachdem er sich die blonden Locken aus der Stirne gestrichen begann er: „Wir leben freilich unter einem rauheren Himmel wie Ihr und keine Paläste

von Erz und Marmor bilden unsere Wohnungen. Wo es uns gefällt, am Waldsaume, an rauschenden Flüssen, erbauen wir unsere Hütten, von der Bäume Kronen überschattet. So lange die Weide unseren Thieren und der Wald uns Nahrung bietet, verweilen wir und wenn dieses nicht mehr, so ziehen wir weiter."

„Wo kamet Ihr dann her?" fragte das Mädchen neugierig.

„Einst umspülte viel tausend Meilen von hier entfernt, das Meer unsere Wohnungen," erzählte nun Fara in gehobenem Tone. „Es brauste und zischte, wenn die Stürme es aufwühlten, als wollte es die Erde verschlingen. Schon als Knabe trieb es mich hinaus, um meine Kraft zu erproben und meinen Muth zu stählen und je stärker die Winde heulten, die Brandung mich umtoste, desto freier und glücklicher fühlte ich mich. Aus der schwarzen Tiefe holte ich die Bewohner der Gewässer herauf und vor meinem Pfeile war kein Vogel sicher. Da kamen eines Tages über das Meer unzählige Schiffe, wie wir sie nie gesehen und ein wildes Volk vertrieb uns aus den alten Wohnsitzen. Völlig unvorbereitet wie wir waren, mußten wir der Uebermacht weichen und nachdem mein Vater Alles gesammelt, was zu den Mannen der Rugier gehörte, zogen wir landeinwärts. Viele Tage und Nächte ging es so weiter, große Flüsse mußten wir überschreiten, manchen blutigen Kampf bestehen, wenn uns der Durchzug verweigert wurde. Aber allen Gefahren trotzten wir, bis wir endlich uns in den Bergen niederließen, die mein Vater für sein Volk erwählte. Dort führen wir ein freies Leben und wehe dem, der uns daraus zu verdrängen suchen würde."

„So ist Regium die erste Römerstadt, die Dein Fuß betreten?" forschte Kornelia.

„Zum erstenmale verließ ich mit meinem Vater die heimathlichen Wälder," war die Antwort. „Ich bin entzückt von Eueren Auen und der Fruchtbarkeit des Landes. Ich staune über die Mauern und Thürme, welche diese Stadt umgeben, überall Glanz und Pracht, die mir fast die Sinne verwirren. Und doch möchte ich nicht für immer unter Euch verweilen."

„Warum nicht?" fragte rasch die Römerin.

„Dem freien Manne wird nie in engen und dumpfen Mauern wohl," versicherte der junge Rugier. „Wie der Adler in den Lüften, so wird er nie sich an eine feste Stätte gewöhnen, die ganze weite Welt wird sein Heimathsland sein."

„Würdest Du auch Deinen Sinn nicht ändern, wenn ein treues liebendes Weib an Deiner Seite weilte?" wollte das Mädchen wissen, indem sie ihre Augen zu Boden senkte.

Fara fand die Antwort nicht sogleich, so unerwartet kam ihm diese Frage.

„Ich denke noch an kein Weib," erwiderte er dann unbefangen. „Zuerst will ich die Welt kennen lernen und mir Ruhm erwerben, dann erst wird der Tag kommen, ein Weib heimzuführen. Der junge Rugier muß zuerst sein Schwert im Kampfe mit den Feinden erproben, so will es die Sitte seines Volkes."

Ein eigener Zug legte sich auf das Gesicht des Mädchens, sie schien von dieser Anwort nicht befriedigt.

„Des Königs Sohn ist auch diesen Gesetzen unterworfen?" forschte sie noch einmal.

„Gerade dieser ist berufen, die alten Sitten zu überwachen und seinem Volke als leuchtendes Beispiel zu dienen," war die Antwort. „Der Rugier Volk ist nicht nur tapfer und unerschrocken, es hält auch fest an seinen Gebräuchen und seinen Göttern."

Das Mädchen wurde nachdenkend und schwieg eine Zeitlang. Flacitheus war von dem nichts entgangen, was sein Sohn gesprochen und ein stolzer Blick belohnte ihn dafür. Nun zog auch Valens den jungen Rugier in das Gespräch, so daß dessen Aufmerksamkeit von Cornelia mehr abgewendet wurde.

„Wenn Deine Waffen siegreich sind," fragte Valens den König dann, „wie weit gedenkst Du sie zu tragen?"

„Nicht Ströme und Berge können mich hindern, das Ziel zu erreichen, das ich mir vorgesteckt," antwortete dieser. „Der Thron in Roms Mauern muß zertrümmert werden, eine neue Krone mich und meinen Sohn schmücken."

„Jupiter möge Dir seinen Arm leihen und Dich so schnell an

das Ziel Deiner Wünsche führen, wie seine Blitze, den Wolken enteilen," wünschte ihm der Römer.

Endlich war das Mahl zu Ende und Valens lud seine Gäste ein, in dem Garten sich zu ergehen. Noch seien einige Vorbereitungen zu dem abendlichen Feste zu treffen, die seine Gegenwart unumgänglich erforderte, er werde jedoch trachten, sobald wie möglich wieder zurückkehren.

Dieses war aber der wahre Grund nicht, welcher den schlauen und vorsichtigen Römer bewog, sich zu entfernen. Er hatte nach dem Eintreffen der Rugier zu seinem Freunde und Mitverschworenen, dem Aedilen Livius gesendet und diesen zu sich beschieden, um mit ihm zu berathen, ob man sich ganz dem Könige anschließen solle.

Livius erwartete ihn schon längere Zeit in dem Arbeitsgemache des Hausherrn, in welchem nur seine vertrautesten Freunde Zutritt hatten. Es war wohl das schönste des ganzen Hauses, frei und luftig nach der südlichen Seite mit offenen Fenstern versehen, von welchem durch ein leichtes seidenes Gewebe die Sonnenstrahlen abgehalten werden konnten. Die Wänden waren mit herrlichen Gemälden geziert und zeigten die kühnen Thaten des Herkules. An der Decke spielten Amoretten mit Blumen und Kränzen, während die Mitte die Göttin Venus schmückte, wie sie dem Meere entstieg. In einer Nische befanden sich die Laren des Hauses, vor welchen ein vergoldetes Weihrauchgefäß stand, um des Morgens und Abends den Beschützern des Hauses das duftende Opfer darbringen zu können. An den Wänden liefen die kunstreichsten Polster hin, auf den kleinen Tischchen lagen die wächsernen Schreibtafeln zum täglichen Gebrauche und daneben die elfenbeinernen Stifte. Vier große Kandelaber in den Ecken waren dazu bestimmt bei nächtlicher Arbeit das Gemach mit gedämpftem Lichte zu versehen.

„Sei mir gegrüßt Livius," begann der Eintretende, als er des Wartenden ansichtig wurde, „und nehme meinen Dank für Dein schnelles Erscheinen."

„Ich stehe Dir immer zu Diensten, Valens," erwiderte der Aedile, „doch muß ich Dir offen bekennen, daß die ungewohnte Stunde, in der Du mich zu Dir rufen ließest, Bedenken erregte."

Ehe er jedoch Valens Antwort gab, führte er den Freund zu einem erhöhten Platze und bedeutete ihm, sich dort niederzulassen. Als dieses geschehen, fuhr er fort: „Der Fürst der Rugier hat meinem Rufe Folge geleistet und ist in meinem Hause anwesend. Damit sind nun Deine Zweifel gründlich widerlegt, die Du mir gegenüber immer geäußert, daß er wohl nicht zu dieser Reise zu bewegen sein wird. Der Fürst ist ehrgeizig und thatenlustig, darauf baute ich und zudem haßt er Rom, wie nur ein Germane es zu thun vermag. Er will uns auch seine Hand reichen, um unsere Feinde vernichten zu können und bis hieher wäre ich mit Allem einverstanden. Aber ich wußte auch seine weitergehenden Pläne zu erforschen und diese sind es, welche mich zur Vorsicht ermahnen. Nichts Geringeres führt er im Schilde, als seine Rugier nach Italien zu führen und den Kaiser vom Throne zu stürzen. Wohl kümmert uns die Herrschaft des Schattenkaisers dort nicht, aber ohne Gegendienste werden wir ihm nicht behilflich sein. Er hat sich nur unklar darüber ausgesprochen, wir müssen aber Gewißheit haben. Hat er einmal sein Wort gegeben, dann können wir sicher darauf bauen, denn dieses ist ihm heilig. Ich wollte vorher mit Dir darüber reden, damit wenn die übrigen Freunde bei meinem Feste erscheinen, zwischen uns Alles geordnet ist."

„Ich bewundere Deinen Scharfsinn," erwiderte Livius, „und die Kenntniß des Mannes, der Deinen Worten so bereitwillig Folge leistetete. Ich überlasse es Deiner Einsicht und Klugheit, das Nöthige mit ihm zu vereinbaren und bin überzeugt, daß Du nur für Dich und uns das Beste erstreben wirst. Auch die Freunde werden mit mir gleichen Sinnes sein. Es ist besser, es liegt Alles in der Hand eines Einzigen, als daß viele Köpfe die Sache verwirren. Wann glaubst Du, daß er bereit sein wird?"

„In kurzer Zeit," antwortete Valens. „Hast Du die Waffen unter das Volk vertheilt?"

„Es ist geschehen," versicherte der Aedile. „Der Prätor Eusippus hat die Einwohner auf's Neue erbittert und dadurch Unzufriedenheit erregt."

„Wodurch?" fragte gespannt Valens.

„Er hat angeordnet, daß die Wachen an den Thoren die Landleute anhalten, welche Lebensmittel in die Stadt bringen, und von diesen für ihre Waaren einen Zoll erheben,“ erklärte Livis.

„Das schickt sich ja herrlich,“ meinte Valens, „sie arbeiten uns wirklich vortrefflich in die Hände. Die Schauspiele hat der Prätor abgeschafft, das Brod vertheuert er dem Volke, mir scheint, sie sind mit Blindheit geschlagen.“

„Ich habe Dir gesagt,“ versicherte Livius zum Abschiede, „daß ich mit Allem einverstanden bin, was Du mit dem Fürsten beschließest. Wir werden aber als kluge Männer auch mit dem Erfolge zu rechnen wissen.“

„Sei ohne Sorgen, der Germane soll uns nicht überlisten,“ betheuerte Valens, „ich werde ihn genau beobachten und sollte er seine Macht mißbrauchen, so wären auch die Tage seiner Herrschaft gezählt.“

Die Freunde trennten sich, Valens kehrte zu seinen Gästen zurück. Fara hatte sich wieder auf dem Spaziergange der jungen Römerin angeschlossen und fast schien es, als ob er nur Aug und Ohr für sie habe. Sie wußte ihm aber auch so viel Schönes und Großes von den Thaten ihrer Vorfahren zu erzählen, daß der Jüngling nicht müde wurde ihr zuzuhören. Es dämmerte in ihm eine Ahnung auf, warum die Römer zum weltbeherrschenden Volke geworden und nichts ihren Waffen widerstehen konnte. In seinem Innern gelobte er, diesen Helden nachzuahmen, auf daß auch sein Volk noch nach Jahrhunderten seinen Namen preisen werde. Dabei entfaltete Cornelia den ihr eigenen Liebreiz. Bald pflückte sie eine Blume und reichte sie ihm mit gewinnendem Lächeln, oder sie pries den Gesang und das farbenreiche Gefieder eines fremden Vogels, dessen Heimath sie mit begeisterten Worten schilderte. Die Marmorstatuen gaben ihr willkommene Gelegenheit, ihn mit der Götterlehre ihres Volkes vertraut zu machen und auf die Sagen hinzuweisen, die an ihnen hafteten. Er dagegen berichtete ihr, daß sie ihren Göttern keine Tempel aus Menschenhänden erbauen, sondern in freier Natur unter dem Schattendache heiliger Eichenwälder, oder in unterirdischen Höhlen ihre Opfer darbrachten.

Er pries die Freuden, die Walhalla den gefallenen Helden bietet und daß diese ewig währten. Dann erzählte er von den Sängern seines Volkes, den Barden, wie sie in langem weißen Gewande bei festlichen Gelagen erschienen und vor allem Volke das Lob der Götter sängen, beim fröhlichen Mahle aber auch Lieder der Liebe und des Scherzes, wie vor der Schlacht den donnernden Heldengesang. So kam, ehe die Beiden es gewahrten, der Abend heran und es bedurfte der Ermahnung Sempronia's, daß es Zeit sei, sich in die Frauengemächer zurückzuziehen, um sich zu dem Feste zu schmücken.

Fava glaubte in einem Traume befangen zu sein, es war ihm, als ob er das Mädchen nicht heute zum erstenmale gesehen, sondern schon seit langer Zeit einen Freundschaftsbund mit ihr geschlossen habe.

Die Eindrücke seinem Vater zu schildern, die das wunderbare Haus des Römers auf ihn machten, blieb ihm keine Zeit. Immer lebendiger wurde es im Garten und sie folgten daher gerne der Einladung Valen's, das Abendbrot mit ihm im Innern einzunehmen. Hier nahm nun der Römer dem Rugierfürsten das feierliche Versprechen ab, den offenen Kampf zu beginnen und wenn er glücklich zu Ende geführt, seiner Freunde zu gedenken und ihnen die verlorenen Ehren und Würden wieder zu geben.

Flacitheus schwur es in die Hand des Römers. Der Untergang des gewaltigen Reiches war besiegelt.

Unterdessen suchten die Aufseher mit ihren Sklaven und den Freigelassenen die zu dem Feste bestimmten Räume zu schmücken so weit dieses noch möglich war. Prachtvolle Guirlanden wurden an den Marmorsäulen emporgewunden und die Statuen mit Blumen geschmückt. Von einem Ende des Gartens bis zum andern wurden Windlichter und Wachsfackeln in den Boden gesteckt, während seltsam geformte Leuchter und Kandelaber in den Grotten und an den Brunnen ihr Licht spenden mußten. Wo nur irgend ein Schmuck oder eine Zierde angebracht werden konnte, geschah es, und als der Aufseher der Gärten seinem Herrn verkündete, daß Alles bereit sei, konnte dieser mit Befriedigung das Ganze überschauen.

Das Fest diente aber nur zum Vorwande, um ohne Aufsehen die Freunde Valen's in größerer Anzahl versammeln, und die letzten Berathungen zum Untergange der verhaßten Regierung pflegen zu können. Nach und nach füllten sich auch die Räume des Gartens, der nun im mannigfaltigsten Lichterglanze erglühte, mit den ernsten Gestalten der Römer. Alle trugen sie, der Göttin zu Ehren, welcher das Fest gewidmet war, Blumenkränze auf dem Haupte. Von allen Seiten ertönte liebliche Musik, welche verbunden mit dem sanftem Rauschen der Bäume eine eigene weiche Stimmung hervorrief.

Der Rugierkönig und sein Sohn waren der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, denn Jeder wußte den Grund ihrer Anwesenheit und manche Bemerkung flüsterten sie sich, über die Stärke des Vaters und die Geschmeidigkeit des Sohnes in die Ohren.

Endlich erschien auch Valens, begleitet von Flötenbläsern und den Frauen und Mädchen der Anwesenden. Alle waren festlich geschmückt mit Blumen und Kränzen und sangen ein frohes Lied zum Preise der Göttin, welche wieder ihren Einzug auf die Erde gehalten, sie mit Blumen schmücke und neue Fruchtbarkeit verleihe.

Als Fara Cornelia gewahrte, blieb er unwillkürlich stehen. Bei dem Scheine der Lichter kam ihm das Mädchen fast überirdisch, fast geisterhaft wie eine Seherin der Heimath vor. Sie trug eine blendend weiße Tunika, welche sich an ihre schlanken Formen eng anschloß, reich mit Gold gestickt und von einem gleichen Gürtel in der Mitte zusammengehalten. In die schwarzen Haare war ein Kranz von weißen und rothen Rosen geflochten und ein solcher von Maiblumen hing ihr lose über die Schulter. Die Göttin selbst konnte nicht lieblicher erscheinen, wenn sie vom Olymp herniedergestiegen käme, wie Cornelia. Als sie ihm die seltenen Blumen überreichte, welche sie in der Hand trug, durchzuckte ihn ein wonnereiches Leben und fast vergaß er, für das liebliche Geschenk zu danken. Keine Minute wich er mehr von ihrer Seite, nur sie sah er, Alles andere hatte für ihn keinen Reiz.

Bald da, bald dort tauchte unter den Gästen die Gestalt des Rugierkönigs auf und fand man ihn im eifrigen Gespräche mit

mit demselben. Niemand in der Stadt hatte eine Ahnung davon, daß in diesen Stunden das Verderben des alten Römersitzes berathen wurde. Nur noch wenige Wochen und die Früchte sollten reifen, die der Ehrgeiz eines Mannes hier gesäet hatte. Als lange nach Mitternacht die Lichter erloschen und es ruhiger in dem Garten wurde, begaben sich auch die Rugier und Valens in die Schlafgemächer, sie hatten nichts mehr zu besprechen. Fara konnte keinen Schlaf finden, die Ereignisse des Tages hatten zu mächtig auf ihn eingewirkt. Schloß er die Augen, so sah er das liebreizende Bild der Römerin vor sich und wollte er nach ihr haschen, so zerstob es wieder wie ein Schemen. Erst der Morgen brachte ihm einige Stunden der nöthigen Ruhe. Aber auch Cornelia hatte das Bild des schönen Jünglings in sich aufgenommen, ihr Herz hatte die Liebe ergriffen, von der sie sich die schönste Zukunft versprach.

Am andern Tage hatten die Beiden die Stadt verlassen und sprengten, die Brust geschwellt von kühnen Hoffnungen, der Heimath zu.

II.

In den deutschen Eichenwäldern.

Seit die heldenmüthige und gottbegeisterte Afra in Augsburg den Feuertod erlitten, waren Jahrhunderte vergangen, viele römische Kaiser waren vom Throne gestiegen und manche Umwälzung hatte in den römischen Provinzen Vindelizien und Norikum, dem heutigen Schwaben und Bayern stattgefunden.

Die römischen Kaiser Diokletian und Maximinian hatten einen Einfall der Alemannen *) in der Provinz Rhätien zurückgewiesen, die römische Mark bis an die Quellen der Donau wieder erweitert, ja noch hinüber bis an den Rhein. Da ihnen aber die Vertheidigung der Grenzen des ungeheuern Reiches zu schwer schien, hatten sie unklug genug, eine Theilung desselben in vier abgesonderte Provinzen und

*) Deutscher Volksstamm.

ebenso viele Verwaltungen vorgenommen. Die Provinzen Rhätien und Norikum waren an den Kaiser Galerius gefallen. Nachmals aber, als die beiden alten Kaiser freiwillig abdankten, zerfiel das Reich in zwei Hälften, in das Morgen= und Abendland. Der Inn bildete in unsern Gegenden die Grenze und Galerius trat diesem zufolge Rhätien an Constantius Glorus ab, der von seiner Residenzstadt Trier aus, die Abendländer regierte. Er hatte einige Jahre vorher mit den Alemannen Krieg geführt, einen ihrer Könige gefangen genommen und von der Rheinbrücke bei Basel, bis an den Ort, wo die Günz sich in die Donau ergießt, ihr ganzes Land verwüstet. Da sie aber bald wieder über den Rhein zogen und weit hinein Gallien verwüsteten, schlug er sie zuerst in einem Treffen bei Langers und dann in einer großen Schlacht bei Vindonissa in der Schweiz. Sie machten jedoch später ein Bündniß mit ihm und trugen viel dazu bei, daß nach dem Tode dieses Kaisers, sein Sohn Constantin den väterlichen Thron besteigen konnte.

Nach Constantius Tode begann der siebenzehnjährige Bürgerkrieg, aus welchem zuletzt Constantin als Sieger und Alleinherrscher hervorging, aber statt des Adlers an der Spitze seiner Feldzeichen, prangte jetzt das Kreuz. Er ließ das Raubthier, welches seit einem Jahrtausend die ganze gebildete Welt verschlungen hatte, von den Legionszeichen abnehmen und das Symbol der neuen Religion des Geistes der Liebe auf denselben befestigen. Begeistert durch dieses Zeichen erfochten seine Legionen unter den Thoren Roms einen der erfolgreichsten Siege und der römische Senat beugte sich zum erstenmale vor dem Zeichen des Welterlösers. Es erschien ein Religionsedikt, welches den Verfolgungen der Christen Einhalt zu thun gebot und allen Einwohnern des großen Römerreiches Religions= und Gewissensfreiheit zugestand. Leider hielten sich seine Nachfolger nicht an diese Grundsätze der Duldung, sondern verwandelten die Religion der Liebe in eine Gestalt des Zwanges. Als Constantin den letzten Verfechter des Heidenthums, Licinius, überwunden hatte, bekannte er sich selbst öffentlich zum Christenthume und verlegte seine Residenz von Rom weg in ein Land,

wo die christliche Religion bereits allgemein war und baute sich über den Trümmern von Byzanz eine neue Stadt, nach seinem Namen Constantinopel getauft. Große Folgen brachten diese Regierungshandlungen mit sich. Die Länder an der Donau wurden davon weniger berührt. Die Finsterniß des Heidenthums lag über den Bewohnern, das milde Licht der christlichen Religion kannten nur die römischen Soldaten und nur schwer konnte es sich Eingang verschaffen.

Als Constantius gestorben, theilten sich seine drei Söhne in die Verwaltung des Reiches. Die Länder jenseits der Alpen kamen unter den jüngsten derselben, Constanz zu stehen, welcher seine Residenz wieder in Trier aufschlug. Die Einigkeit unter den Brüdern dauerte aber nicht lange, bald brachen Zwistigkeiten aus, welche zum Kriege führten, in welchem Constanz seinen Bruder Constantin besiegte und tödtete und dadurch Herr aller westlichen Länder wurde. Doch nicht länger als zehn Jahre währte seine schwache Regierung, dann ermordete ihn sein Feldherr Magnentius und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Der letzte Sohn Constantins, Constantius, bekriegte nun aber den Mörder seines Bruders und schlug ihn mit Hilfe der Franken, welche während der Schlacht zu ihm übergingen, bei der Stadt Mursa an der Donau und dann in Gallien unter dem Beistande der Alemannen. Magnentius nahm sich selbst das Leben und machte den Constantius zum Alleinherrscher des großen Reiches seines Vaters. Eine der ersten Sorgen des Kaisers war es nun, die Alemannen aus Gallien zu vertreiben. Da sie nicht freiwillig gingen, so zog er gegen sie zu Felde und schlug sie bei Basel, dagegen erlitt sein Feldherr Arbetir in dem unwegsamen Bregenzerwalde eine Niederlage; sie wurden später jedoch von dem Kaiser geschlagen und in ihr Land zurückgedrängt. Aber ein neues Ungewitter zog sich hier zusammen. Die Franken und Alemannen, dann die Sueven*) empörten sich wieder und begannen nach allen Seiten hin das Land zu verwüsten. Zur Bekämpfung dieser Völker sandte der Kaiser seinen Neffen Julian über Trient nach Gallien,

*) Schwaben.

er selbst zog über Trient nach den Donauländern. Die Sueven waren bald beruhigt und baten um Frieden. Ein schwereres Stück Arbeit hatte jedoch Julian. Die Alemannen kämpften tapfer und brachten ihm eine große Niederlage bei. Nur sein außerordentlicher Muth und seine Geistesgegenwart, dann die römische Kriegskunst entschieden zu seinen Gunsten die blutige Schlacht bei Straßburg, welche ihn nicht nur in den ruhigen Besitz Galliens setzte, sondern ihm auch erlaubte, den Ueberwundenen einen harten Frieden zu diktiren. Noch andere Völkerschaften wurden bekämpft und bezwungen, da plötzlich riefen die gallischen Legionen Julian zum Kaiser aus und Constantius war nun gezwungen, die Waffen gegen den eigenen Neffen zu kehren. Julian brach mit seinem Heere bei Basel auf, um gegen das Morgenland zu ziehen. Ein Theil zog durch Italien, ein anderer durch Rhätien und Norikum über Augsburg und Salzburg der Donau und Sau zu. Julian selbst eilte an der Spitze einer auserlesenen Truppe durch römisches Gebiet nach und da er an den Ort kam, wo die Donau schiffbar wird und hier eine große Menge von Fahrzeugen antraf, setzte er sich sammt seiner Begleitung zu Schiff und fuhr in solcher Geschwindigkeit den Strom hinunter, daß er schon am elften Tage nach seiner Abreise von Basel in Sirmium eintraf. Zum Ausbruche des Krieges kam es jedoch nicht, Constantius starb und auch Julian folgte ihm schon nach zwei Jahren nach.

Seine beiden Nachfolger, die Brüder Valentinian und Valens hatten beständigen Kampf gegen die Völker am Rhein und der Donau zu führen. Die vielen Festungswerke, die auf Valentinians Befehl in den besetzten Ländern erbaut wurden, waren den Eingebornen ein Dorn im Auge und so ließen sie keine Gelegenheit vorüber, dieselben wieder zu zerstören, oder die Römer an dem Baue zu hindern. Als auf der Quaden Grund und Boden ein neues Kastell aufgeführt wurde, machte deren König Gabinius dagegen Vorstellungen, die jedoch nichts fruchteten, ja der Kaiser ließ den König gegen alles Völkerrecht ermorden. Da erhob sich das ganze Volk, ging über die Donau, erschlug zwei römische Legionen und verheerte einen großen Theil dieser Länder zwei Jahre lang, bis

endlich der Kaiser selbst mit einem Heere aus Gallien herbeikam. Er rückte in der Quaden Land und zwang diese, um Frieden zu bitten. Als die Abgesandten vor ihm erschienen und er ihnen mit Heftigkeit eine Strafrede hielt, traf ihn der Schlag. Seine Söhne Gratian und Valentinian folgten ihm in der Regierung des Abendlandes, im Morgenlande herrschte noch Valens.

Immer mehr und mehr verloren die Kaiser an Macht und Ansehen, ein stärkerer Stoß nach dem andern erfolgte und erschütterte die Grundfesten des Reiches. In Asien, in den rauhen Steppen der Tataren wurde das Loos des römischen Reiches und der deutschen Freiheit vorbereitet. Es war im Jahre 375, als die Hunnen aus ihren Wohnungen im heutigen Sibirien aufbrachen, sich auf die Alanen stürzend, welche dießseits der Wolga bis zum kaspischen Meere und weit hinauf nach Norden wohnten. Die Alanen wichen zurück, bis an den Don-Fluß und stießen hier auf die Ostgothen. In einer großen Schlacht überwunden, verließen diese ihr Land am Dniepr und suchten Hilfe und Wohnungen bei ihren Brüdern den Westgothen, welche in Besserabien und der Moldau wohnten. Da aber die Hunnen und Alanen immer mehr nachdrängten, so gebrach es deu Thüringern bald am Raum und sie baten die Römer um Aufnahme ins jenseitige Thracien. Unklugerweise gewährte dieses Valens, als sie aber tiefer in das Land eindrangen, mußten ihnen die beiden Kaiser entgegentreten, aber Valens wurde von ihnen geschlagen und Gratian schickte ihnen den tapfern Feldherrn Theodosius entgegen, den er zum Mitregenten annahm. Dieser wurde mit den Gothen bald fertig. Nach Gratian's Tode erhielt er die Herrschaft, der letzte Alleinherrscher im großen Römerreiche. Leider regierte dieser Kaiser, der den Beinamen der Große erhielt, nicht lange. Vor seinem Tode übergab er die Verwaltung der Abendländer seinem elfjährigen Sohne Honorius, jene des Morgenlandes dem ältern Arkadius. Es herrschte ziemliche Ruhe in den Ländern zwischen Rhein und Salzach, bis Alarich mit seinen Westgothen mitten im Winter aus Pannonien gegen Italien aufbrach. Allein an dem kaiserlichen Feldherrn Siliko hatte Alarich einen ebenbürtigen Gegner. Schnell hatte

der Römer aus allen Provinzen des Reiches ein großes Heer gesammelt und mit diesem widerstand er seinem Gegner, so lange er lebte. Als er aber einer Hofkabale zum Opfer fiel, kehrte Alarich wieder zurück, durchzog in dem Zeitraume von zwei Jahren dreimal Italien, belagerte und nahm Rom.

Die größte aller Wunden und nicht mehr heilbar versetzten die Hunnen. Der morgenländische Kaiser Theodosius II. kaufte sich klugerweise von ihrem Besuche mit Geld los, dagegen warfen sie sich mit voller Macht auf den Norden und Westen von Europa. Attila's Zug nach Gallien ging durch die Länder, welche nordwärts der Donau lagen, durch Ungarn, Mähren und Böhmen. Auf diesem Wege nahm er alle die vorhandenen Völker auf, wodurch sein Heer auf eine halbe Million Streiter anschwoll. Als ihn Aetius mit den Westgothen bei Chalons geschlagen hatte, kehrte er wieder über den Rhein zurück und zog sengend und mordend, Rhätien und Norikum aber verschonend, nach Italien, wo er auf dem Heimwege aus diesem Feldzuge starb. Mit ihm fiel zwar auch sein ungeheures Reich, doch blieben die Folgen seiner zerstörenden Züge. Die Menschheit war in ihren Grundfesten erschüttert und alle Theile der großen Gesellschaft aus den Angeln, in welchen sie sich seit einem Jahrtausend bewegten, gehoben worden. Die meisten germanischen Völker waren ohne Vaterland, sie hatten den Hunnen Platz machen müssen. Nur in den Provinzen Norikum und Rhätien an der Donau herauf und landeinwärts in den festen Plätzen befanden sich die römischen Besatzungen. Auf dem platten Lande wohnten unter den römischen Provinzlern die Bajuwaren, ihre Nachbaren waren die Sueven gegen Westen und gegen Norden die Rugier und andere Völkerschaften.

Das römische Reich konnte sich also seit Attila's Zug, der ihm in Italien den Todesstreich versetzte, nicht mehr erholen. Die zwanzig Jahre nach Aetius und Kaisers Valentinian gewaltsamem Hintritt waren ein fast beständiger Zustand innerer Revolutionen, indem während derselben nicht weniger als neun Regenten auf einander folgten und der Vandalenkönig Genserich Italien und Rom noch einmal verwüstete. Ricinner, ein Sueve von Geburt,

der Feldherr der Armee, war die Seele aller dieser Veränderungen gewesen. Nach seinem Tode nahm seine Stelle Orestes ein und setzte seinen Sohn Romulus Manyllus auf den Thron des abendländischen Kaiserreiches.

Dieses ist der Zeitpunkt unserer Erzählung und es war nothwendig, all' diese Ereignisse seit dem Tode Afra's in Augsburg, zum bessern Verständniß vorzuführen.

Zwei Tage und Nächte waren der Rugierkönig und sein Sohn geritten, ohne sich die nöthige Rast und Ruhe zu gönnen. Jetzt als sie nahe an die heimatlichen Berge kamen, mäßigten sie den Lauf der Pferde, um auch diesen einige Erholung zu gönnen.

„In wenigen Stunden werden wir Odoaker's Hof erreicht haben," wandte sich der Fürst an seinen Sohn. „Wir wollen seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen und bei ihm von den Mühen der Reise ausruhen. Oder drängt es Dich früher die Heimath zu erreichen "

„Du hast zu bestimmen, Vater," erwiderte Fava gehorsam, „ich gehorche Dir."

„Es wird ein Aufenthalt bei ihm auch schon aus dem Grunde nothwendig sein, um ihn von unserem Vorhaben zu unterrichten," fuhr der König weiter fort. „Er ist unser Blutsverwandter und der Tapfersten der Rugier Einer. Noch wenige Wochen und diese Wälder werden von dem Schlachtengesange unserer Priester ertönen und das Geklirr der Waffen den Ur und Bär aus ihrer Ruhe aufscheuchen. Dann sind sie allein wieder Herr der Berge, bis andere kommen und unsere verlassenen Heerde einnehmen."

„Ich scheide schwer von der mir lieb und theuer gewordenen Heimat," erwiderte der Sohn, „allein wenn die Pflicht ruft, müssen die Gefühle schweigen."

Man sah es aber dem Jünglinge an, daß seine Gedanken nicht bei dem weilten, was sein Mund sprach und er nur nothgedrungen antwortete. Die beiden Tage waren auch höchst einsilbig verflossen, der Vater dachte an die Zukunft und den bevorstehenden Kampf, der Sohn an Cornelia. Seine Liebe wuchs, je weiter er sich von der Römerstadt entfernte und den Tag erwartete

er mit Sehnsucht, der ihn wieder zurückführen würde. Dazu kam aber noch der Gedanke, daß er hoffnungslos liebe, denn niemals würde der Vater seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben und die Rugier nie eine Römerin als das Weib ihres Fürsten anerkennen. Ein schwerer Kampf zerfleischte sein Inneres, hier die Liebe, dort die Pflicht. Welches Ende er wohl nehmen wird?

Dunkler wurde es in dem dichten Walde, nur mehr einzelne Sonnenstrahlen konnten sich durch die Wipfel der Bäume stehlen. Da, bei einer Biegung des Weges gewahrten sie hellloderndes Feuer, das Zeichen, daß sie einer menschlichen Wohnstätte nahten.

„Es ist Odoaker's Heim,“ wandte sich der Fürst an seinen Sohn, „ich freue mich, eine Nacht unter seinem Obdache zubringen zu können.“

Kaum waren sie vor der Hütte angelangt, als auch schon Odoaker und sein junges Weib Elma unter der Thüre erschienen und die Beiden herzlich willkommen hießen. Sie wurden zu dem Heerde geführt, neben diesem dichte Bärendecken ausgebreitet und Elma beeilte sich, den Willkommgruß aus dem Horne des Ur zu kredenzen. Schnitte saftigen Hirschfleisches bot Odoaker an und erst als seine Gäste gesättigt, ließ er sich neben ihnen nieder und wurde die Unterhaltung begonnen.

„Ich preise Wuotan, der Dich unter mein Dach geführt,“ begann der Fürst. „Betrachte Alles als Dein Eigenthum, was hier vorhanden.“

„Ich will Deine Gastfreundschaft nur so lange in Anspruch nehmen, bis der Sonne Strahlen wiederkehren,“ antwortete Flacitheus, „und sei dafür meines wärmsten Dankes versichert. Rüste Dich, denn bald wirst Du Dein Schwert aus der Scheide ziehen und in das Blut der Feinde tauchen. Die Saat ist reif zum Mähen und die Schnitter sind wir.“

„Wohin wirst Du uns führen?“ fragte der Fürst freudestrahlend.

„Dem Süden zu, mein junger Freund, der Römer Herrschaft naht sich in diesen Ländern ihrem Ende,“ war die Antwort. „Bald werde ich mein Volk versammeln und es ihnen verkünden.

Breche Deine Hütte ab, Weib, unseres Bleibens ist nicht mehr, mit Allem was wir besitzen, ziehen wir von dannen."

„So will ich Dich morgen schon begleiten," rief Odoaker, „Elma mag bis zu meiner Zurückkunft hier das Nöthigste besorgen. Ich brenne vor Thatenlust, lange genug schon hängt mein Schwert dort an der Wand."

„So wie Du, denkt mein ganzes Volk," rief der König stolz aus. „Wenn uns auch die Römer Barbaren nennen, an Muth und Tapferkeit stehen wir höher als sie."

Er erzählte nun dem Fürsten, was er in Reginum gehört und gesehen, wie er von Valens empfangen und wie es nicht mehr schwer halten werde, die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen.

„Ist sie unser," schloß er begeistert, „so steht uns nichts mehr im Wege und von meinem tapfern Volke wird die Nachwelt noch zu berichten wissen."

Unterdessen war es Nacht geworden. Noch einmal wurde unter freundlichen Gesprächen das Horn geleert, dann hüllten sie sich in die Decken und die Stille in dem Gemache verkündete, daß sie in Morpheus Armen ruhten. Kaum aber graute der Morgen, so erhoben sie sich von dem Lager und nach einem kurzen Abschiede von Elma ritten sie neugestärkt in das Dickicht der Wälder. Odoaker hatte auf dem Wege viel zu fragen und so verging der Tag schnell. Immer mehr wiederholten sich die Hütten der Rugier an den Waldessäumen oder den rieselnden Quellen, aber auch immer höher wurden die Berge und die Kronen der Bäume verschlungener. Wo sie vorbei kamen, wurden sie mit lautem Jubel begrüßt, denn bereits hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Tage der Ruhe und des friedlichen Beisammenseins gezählt seien. Aber erst um Mitternacht langten sie auf der Burg des Königs an, welche auf einem steilen Felsen thronte und von unbekannten Vorfahren erbaut war. Der König hatte sie zu seinem Wohnsitze gewählt, weil sie vollkommene Sicherheit bot, fast in Mitte seines Gebietes lag und ein Waldthal sich vor demselben ausbreitete, das zu den Versammlungen und Berathungen den nöthigen Raum bot.

Die Kunde von der Rückkehr des Königs und seines Sohnes hatte sich schnell verbreitet und die Großen der Rugier säumten nicht, zu erscheinen, um der weiteren Befehle zu harren. Wenige Tage darnach eilten die Sendboten hinaus und forderten alle wehrfähigen Männer auf, vor der Burg sich zu versammeln und sich bereit zu halten, dem Rufe des Königs Folge zu leisten.

Der Tag des Donars war hiezu bestimmt. Von allen Seiten kamen sie herangezogen die herkulischen Gestalten, aus den Wäldern, aus den Schluchten und weit entlegenen Thälern im vollen Waffenschmucke. Die einen trugen nur eng anliegende Thierfelle und waren mit Schild und Speer bewaffnet, auf dem Haupte das Gehörn eines Ur oder die grollenden Augen des Bären. Die reicheren dagegen trugen gestreifte Panzerröcke, mit blauen und weißen Rauten verziert, auch Ringe und Halsbänder von Gold und Silber gewahrte man an ihnen, welche sie in früheren Kriegen erbeuteten. Kleine Helme, starke breite Schwerter und Schilde von Leder mit Eisenspangen bildeten die Ausrüstung. Sie lagerten sich, wo sie Platz fanden längs des Baches, der durch das Waldthal floß, im Schatten der tausendjährigen Eichen, welche ihre knorrigen Aeste weithin ausdehnten und Schutz und Schatten vor den sengenden Strahlen der Sonne boten. Dort lag ein Trupp am Waldesrande, das Horn kreiste von Mund zu Mund und dazwischen erklangen die Schlachtengesänge, welche die Barden zum Lob und Preise der Heldenthaten des Volkes gedichtet hatten. Immer dichter wurde die Menge, alte Waffengefährten, die sich schon Jahre nicht mehr gesehen, fanden und begrüßten sich wieder, aber Mancher fehlte auch, der nun die Freuden Walhalla's in trunkenen Zügen genoß. Es war ein eigenes malerisches Bild, das sich hier bot. Hätten es die Römer gesehen, Schrecken und Furcht würde sie ergriffen haben. Als die Nacht hereinbrach, entzündeten sich auf allen Seiten die Wachtfeuer, die Lustbarkeit stieg höher, rascher wurden die Hörner geleert und das Echo trug die Gesänge weit hinein in die Wälder.

Als die Sonne am andern Tage im Zenith stand, ertönte von der Burg der langgedehnte Ruf des Königshornes, das Zeichen, daß Flacitheus erscheine, die Rugier sich bei dem Opferaltar ver-

sammeln müssen, um dort die Befehle ihres Fürsten zu vernehmen. In kurzer Zeit umstanden sie dichtgeschaart die ihnen so heilige Stätte und der Ernst in ihren Mienen zeigte, daß sie die Wichtigkeit dieser Stunde erkannten.

Ein langer Zug bewegte sich den Felsenpfad herab, der von der Burg in das Thal führte. Voran schritten die Hornbläser, welche von Zeit zu Zeit einen langgedehnten dumpfen Ton erschallen ließen. Ihnen folgten in ernstem feierlichen Schritte die Druiden. Das Haupt mit Blumen geschmückt, in ihrer Mitte das Opferthier, ein gewaltiger Stier, dessen Hörner vergoldet waren. In wallenden weißen Gewändern, mit blauen Bändern umgürtet, kamen paarweise die Barden, ehrwürdige Greise mit weißem Bart und Haaren, die Blicke zu Boden schritten sie einher wie Gestalten einer andern Welt. Im reichen Waffenschmucke prangten die Fürsten und Edlen des Volkes, Alle aber überragte Flacitheus und sein Sohn, welche den Schluß des Zuges bildeten. Als die Rugier ihres Königs ansichtig wurden, brachen sie in brausende Freudenrufe aus, und schlugen die Waffen zusammen, daß es wie Donnerhall zu der Burg empordrang. Als er erst in ihre Mitte trat, bedurfte es längerer Zeit bis sich die jubelnde Freude legte, welche sie ihm zum Gruße darbrachten.

Der König winkte, lautlose Stille trat ein. Der Opferstier wurde an den Altar geführt, der Oberste der Priester prüfte nach allen Himmelsrichtungen das Firmament, doch kein einziges ungünstiges Zeichen ließ sich erkennen, in reinster Bläue strahlte es hernieder. Leise Gebete murmelnd, umschritt er dreimal den steinernen Altar besprengte ihn und das Opfer mit Wasser, dann trat er vor den König neigte sich vor ihm und sagte: „Die Zeichen des Himmels sind günstig, o Herr! Befiehlst Du, daß das Opfer beginne?“

Der König nestelte sein Schwert von dem Gürtel und nahm den Helm ab, zum Zeichen seiner Zustimmung. Alle Rugier folgten seinem Beispiele. Nun wurde auf dem Altare ein gewaltiges Feuer entzündet, der Stier getödtet, in vier Theile getheilt und die Stücke in die prasselnde Gluth geworfen. Dazu sangen die

Barden die Opferlieder, deren Inhalt die Bitte an Donar war, die Waffen der Rugier zu schärfen und zu stählen und sie zum Siege zu führen. Nun erhoben Alle wieder ihre Waffen, bedeckten die Häupter, während der König einer Erhöhung zuschritt, von welcher aus er Jedem sichtbar war.

Mit weithin vernehmbarer Stimme begann er dann: „Als wir der Uebermacht unserer Feinde weichend die alte Heimath an den Gestaden des Meeres verlassen mußten und unter immerwährendem Kampfe, unter Gefahren und Entbehrungen endlich diese Berge erreichten, und eine Ruhestätte fanden, da glaubten wir wohl für immer hier weilen zu können. Die Götter haben es anders beschlossen. Der Ruf Donars erging an mich, einem bedrängten Volke beizustehen, das mich auffordert es von seinen Bedrückern zu befreien. Ich bin zur Hilfe bereit und säume nicht mein Schwert zu ziehen, seid ihr gesonnen mir zu folgen?"

Die Rugier schlugen ihre Waffen zusammen und wieder ertönte der Jubelruf durch die Lüfte.

„Die Götter blicken gnädig auf uns nieder," fuhr Flacitheus mit erhobener Stimme fort, „das Opfer, das wir ihnen bringen, ist ihnen angenehm, seht wie der Rauch sich wirbelnd in die Lüfte ringt."

Beifälliges Gemurmel folgte dieser Hindeutung.

„So sei es denn" verkündete er dann weiter. „Der Krieg ist den Römern erklärt, brecht eure Wohnstätten ab, mit Weib und Kind ziehen wir von dannen, um uns fruchtbarere Länderstriche zu erwerben. Die Trennung von euch ihre Berge, die ihr uns Schutz gewährtet, von euch ihr Eichen, die ihr unser Geschlecht heranwachsen sahet, ist hart, aber dem Gebote der Nothwendigkeit müssen wir folgen. Möge einst ein ebenso freies Volk, wie wir unter euch wohnen! Wenn der Mond zum Drittenmale wiederkehrt, werde ich Heerschau über Euch an der Mündung dieses Flusses in den großen Strom halten, Keiner von Euch wird fehlen. Wuotan möge unser Führer sein!"

Das nun folgende Freudengeschrei füllte weithin die Berge, alle stürzten auf den König zu, um ihm die Hand zu reichen und

Jeder gelobte mit ihm zu siegen oder zu sterben. Als diese Ausbrüche der Begeisterung und Ergebenheit ein Ende errichten, winkte er die Edelsten des Volkes zu sich heran und, nachdem er seines Sohnes rechte Hand ergriffen, trat er mit diesem in ihre Mitte.

„Edle Männer meines Volkes," erhob er nun seine Stimme, „noch bin ich nicht zu Ende, ein Verlangen habe ich noch an euch zu richten, dessen Erfüllung mein Vaterherz von schwerer Sorge befreien wird. Seht hier meinen Sohn in der Blüthe und Vollkraft seiner Jugend. Wie leicht ist es möglich, daß ich in dem Kampfe falle und ihr dann führerlos seid. Gelobet mir, meinen Sohn an meine Stelle zu setzen, ihm ebenso treu und willig zu folgen und ihn mit Rath und That zu unterstützen. In seiner Jugend liegt die Zukunft unseres Volkes, er wird euch, wie ich, zum Siege führen und den Ruhm unseres Namens vermehren."

Odoaker trat vor den König und seinen Sohn und erhob die rechte Hand.

„Wir schwören es Dir bei dem Schlachtengotte und dem Andenken unserer Väter, so gewiß wir einst in Walhallas Eden uns wiederzufinden hoffen," sprach er feierlich, indem er sein Schwert aus der Scheide zog und damit gen Himmel deutete.

„Wir schwören es," tönte es aus aller Edlen Munde.

„Nun ziehe ich freudig in den Kampf," rief Flacitheus aus, während er den Sohn Angesichts Aller umarmte und küßte, „und falle ich, so wird mein Geschlecht nicht erlöschen und unser Name nicht untergehen."

Während Alles dieses vor sich ging, hatten die Priester die gebratenen Theile des Opferthieres der Gluth entnommen und in kleinere Stücke getheilt. Ein jeder der Krieger trat nun heran und verzehrte stehend an dem Altare das ihm dargereichte Stück, wozu die Priester flehten, Kraft und Stärke möge ihm damit von Oben verliehen werden.

Damit war die Versammlung und das Opfer beendet. Der König wurde mit dem gleichen Zuge wieder in die Burg geleitet, während die Uebrigen nach und nach das Thal verließen, um die nöthigen Vorbereitungen zum Aufbrache zu treffen. Tiefe Stille

herrschte wieder, rings umher, nur das kleine Flüßchen erzählte den Blumen an seinem Uferrande, was der Rugier Volk gelobt und beschlossen.

Ehe des Vollmonds glänzende Scheibe zum Drittenmale über die dunkeln Wälder heraufzog, hatten sich in dem weiten Thale der Donau, oberhalb Batavas*) die Schaaren der Rugier um ihren König versammelt mit Weibern und Kindern, den Leibeigenen und Hausthieren, mit Allem was sie zu dem weiten Marsche bedurften. Selbst Flacitheus staunte über die große Anzahl der streitbaren Männer und neue Hoffnung und Siegeszuversicht zog in sein Inneres ein. Noch wenige Tage sollte gerastet, dann der Aufbruch begonnen werden, so war es im Rathe der Edlen beschlossen worden.

Ein Bote wurde von dem Könige an Valens abgesandt mit der Kunde ihres baldigen Erscheinens. Dort rief diese Nachricht großen Jubel unter den Verschworenen und bei Cornelia hervor.

Als Fara von dem Mädchen Abschied genommen, war es ihr, als ob alle Lebensfreude, alle Hoffnung mit ihm fort gezogen sei. Sie verschloß sich in ihr Gemach und selbst ihre vertrautesten Dienerinnen durften zwei Tage nicht mehr in ihre Nähe. Sie wollte mit ihrem Schmerze allein sein und ihren Thränen ungehindert Lauf lassen. Es stieg eine dunkle Ahnung in ihr auf, daß diese Liebe für sie verhängnißvoll werden könne und daß ihr, statt Glück und Wonne, nur Kummer und Leid ersprießen werde. Sie kämpfte jedoch diese trübe Ahnungen nieder, doch war sie gänzlich verändert, als sie wieder unter den Ihrigen erschien. Aus dem sonst heitern und lebensfrohen Mädchen war eine ernste Jungfrau geworden, welche sich ihres Zieles vollkommen bewußt war. Dieses zu beweisen sollte sie bald Gelegenheit haben.

Es war an dem Tage als die Rugier in dem Waldthale um ihren König versammelt waren, als in Valens Hause Valerius, der Führer der italienischen Legion, in vollem Waffenschmucke erschien. Bei der Nennung seines Namens, erschrack Valens sicht-

---

*) Passau.

lich. Sollte vielleicht einer der Mitverschworenen zum Verräther geworden sein? Wie leicht wäre dieses möglich und sein Untergang dann sicher. Es war ihm schon aufgefallen, daß in der letztern Zeit Valerius, beim Begegnen auf der Straße oder auf dem Forum ihn mit besonderer Zuvorkommenheit grüßte und sich auf alle mögliche Art zu nähern suchte. Er wollte die Freundschaft dieses Mannes nicht, da er wußte daß er ein Anhänger des Prätor war, gegen welchen Valens Todfeindschaft hegte. Jetzt kam er sogar in sein Haus und zwar unvermuthet, das mußte mit besonderen Gründen zusammenhängen. Als er sich gesammelt, befahl er dem Freigelassenen den Hauptmann zu ihm zu führen.

„Sei mir gegrüßt Valens," begann dieser, als die Beiden sich in dem Gemache allein befanden, „und verzeihe, mir wenn ich eine Störung in Deiner gewohnten Thätigkeit hervorrufe. Leihe mir auf kurze Zeit Dein Ohr und sollten meine Worte freundliche Aufnahme finden, so würdest Du mich glücklich machen."

„Du bist jederzeit willkommen in meinem Hause Valerius," erwiderte der Angeredete ebenso zuvorkommend, „und ich bin gerne bereit, die Gründe kennen zu lernen, welche Dich hieherführen. Sie können nur Gutes enthalten, das beweist Deine frohe Miene."

„So höre denn," begann der Hauptmann. „Es ist Dir bekannt, daß ich noch immer des eigenen Hausstandes entbehre, das Leben des Kriegers ist wandelbarer wie das jedes Andern und gerade an mir hat sich dieses besonders bewiesen. In Sicilien wurde ich geboren, in Rom erzogen, wo mein Vater des Kaisers Valentinian Feldherr war. Nach dessen Tode wurde er nach Pannonien befohlen, kämpfte dann am Rheine, wo auch ich zum erstenmale die Waffen trug. In einen Hinterhalt von den Alemannen gelockt, fiel mein Vater im rühmlichen Kampfe und ließ mich allein zurück. Ein feuriger Jüngling wie ich war, wußte ich mich bald hervorzuthun, bis ich an die Spitze der dritten italienischen Legion gestellt wurde, mit der ich hier meinen Einzug hielt. Wir hatten gehofft bald wieder zu neuen Siegen geführt zu werden, allein wie Du weißt, haben die Verhältnisse sich auf andere Weise geändert, wie wir gehofft, und wir werden wohl für

immer in Reginums Mauern verweilen müssen. Nun erachte ich die Zeit für gekommen, den eigenen Heerd zu gründen, damit mein Name nicht der Vergessenheit geweiht ist. Ich habe viel des Schönen und Guten von Deiner Tochter Cornelia gehört, daß der Wunsch in mir aufstieg, sie in mein Haus als Ordnerin und Leiterin einzuführen. Sage mir Valens würdest Du dagegen Einwendung erheben?"

Dieser im höchsten Grade über diese Werbung erstaunt, mußte sich erst sammeln, ehe er eine Antwort zu geben im Stande war.

„Du bringst mich in eine peinliche Verlegenheit Valerius," erwiderte er dann, „die Offenheit Deiner Rede verlangt, daß ich Dir ebenso antworte. Es ist Dein Antrag für mich und die Meinen von besonderem Werthe, und ich weiß ihn wohl zu schätzen. Allein da es sich um das Lebensglück meines einzigen Kindes handelt, so will ich von dem Rechte des Vaters abstehen und ihr freie Wahl überlassen. Ich habe dieses schon lange Ze.t beschlossen, wenn einmal ein Freier naben sollte, um mich für spätere Vorwürfe sicher zu stellen. Du wirst dieses auch vollkommen gerechtfertigt finden und mir deßhalb nicht zürnen."

„So muß ich mein Glück bei Cornelia selbst suchen," war des Hauptmanns Antwort. „Willst Du mir Gelegenheit geben, sie zu sehen und zu sprechen."

„Gerne und zwar sogleich will ich Deinem Wunsche nachkommen," versicherte Valens. „Aus ihrem Munde sollst Du selbst hören, ob Du die Hochzeitsfackel entzünden sollst oder nicht."

Auf das gegebene Zeichen erschien der Freigelassene, dem nun der Befehl zu Theil wurde, Cornelia zu ihrem Vater zu bescheiden, der in einer sie tief berührenden Angelegenheit zu sprechen habe.

Sie ließ auch nicht lange auf sich warten, doch zögerte sie bei ihrem Eintritte weiter vorzugeheu, als sie sah, daß ihr Vater nicht allein war.

„Tritt näher mein Kind," sprach Valens zu ihr, als er ihre Verlegenheit bemerkte, „Du wirst eine ebenso freudige, wie angenehme Nachricht hören."

„Was wollt ihr von mir Vater?“ fragte etwas beklommen das Mädchen.

Der Hauptmann lächelte bei dieser Frage und blickte dann Valens prüfend an.

„Es hat sich ein Bewerber um Dich eingefunden,“ sprach er dann, „Hymens Banden sollen Dich umschlingen. Valerius, der vor Dir steht, ist gekommen, Dir ein glückliches Leben an seiner Seite anzubieten. Ich befehle Dir in dieser Gelegenheit jedoch nichts, frei soll Dein Herz wählen können, so habe ich beschlossen.“

Tief erröthend verbeugte sich Cornelia vor dem Hauptmanne, der in ihren Anblick versunken war.

„Ich danke Dir Vater,“ wandte sie sich dann an diesen, „daß Du mir hier freie Hand läßest und von den althergebrachten Sitten abweichest. So erkläre ich Dir denn, daß ich die Zeit noch nicht gekommen erachte, welche mich in Hymens Fesseln schlagen soll. Ich fühle mich noch zu schwach, die Sorgen und Pflichten einer Hausfrau zu übernehmen und verzeiht deßhalb,“ wandte sie sich an den Hauptmann, „daß Ihr, ohne Euern Wunsch befriedigt zu sehen, dieses Haus verlaßt.“

Valerius wurde fast blaß, als er diese abschlägige Antwort vernahm.

„Ohne einen Hoffnungsschimmer läßest Du mich ziehen, Cornelia,“ brachte er mühsam hervor. „Du siehst, Dein Vater willigt ein, wenn Du ein Ja sprichst. Ich bereite Dir ein schönes Dasein und jeder Deiner Wünsche soll befriedigt werden.“

„Dringe nicht weiter in mich,“ bat nun das Mädchen in bestimmten Tone, „es kam mich schmerzlich an, dieses Dir zu sagen, den ich achte und verehre. Nie werde ich einen Mann beglücken, ich habe ein Gelübde gethan und dieses reicht bis zu meinem Tode. Möge Dir dieses Trost und Beruhigung gewähren. Dir mein Vater werde ich bekennen, was mich dazu veranlaßte, da der entscheidende Wendepunkt in meinem Leben nun gekommen ist.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann verließ sie die erstaunten Männer.

Einige Zeit herrschte Schweigen zwischen den Beiden, zu unerwartet war dieses gekommen.

„Du hast es nun aus ihrem eigenen Munde gehört, Valerius," begann dann Valens „und siehst mich selbst darüber erstaunt. Ich kenne die Gründe nicht, welche sie hiezu bewegen, aber niemals werde ich Zwang üben, wo so ein bestimmter Wille ausgesprochen ist. Bleibe mir deßhalb Freund und senke diesen Tag in Lethes Fluthen. Mögest Du bald das gehoffte Glück im Besitze eines treuen Wesen finden."

„Mit frohen Hoffnungen bin ich gekommen, mit schwerem Herzen scheide ich aus diesem Hause," sprach der Hauptmann zum Abschiede. „Möge Deine Tochter dennoch glücklich werden."

Kaum hatte er das Haus verlassen, als Cornelia herbeistürzte und weinend in die Arme ihres Vaters sank. Lange bedurfte sie, bis sie endlich Worte fand und das Geständniß ihrer Liebe zu dem jungen Rugier über ihre Lippen kam. Verwundert hörte dieses der Römer, einestheils war es ihm hochwillkommen, denn es bot ihm bei günstigem Ausgange des geplanten Unternehmens große Vortheile, vielleicht sogar die Herrschaft über das Land, dagegen sträubte sich aber sein Stolz, seine Tochter als das Weib eines Germanen zu wissen, der Todfeinde seiner Nation, die er eigentlich nur so lange benützen wollte, als es sein Vortheil erheischte, um sie dann gelegentlich wieder von sich abzuschütteln.

„Ich habe ihm zwar nicht mit Worten, aber in meinem Innern ewige Treue gelobt," versicherte sie ihren Vater am Schlusse ihres Geständnisses, „und der Venus geschworen, nie eines Andern Weib zu werden. Die Göttin hat mein Gelöbniß gehört und ich werde es halten."

Valens bemühte sich, seine Tochter zu beruhigen, mit der wiederholten Versicherung, von seiner Seite werde sie nie zu einer ihr unlieben Verbindung gezwungen werden. Er sehe zwar ein, daß wenig Hoffnung für ihre Liebe vorhanden sei, allein man könne auch nicht wissen, was die Zukunft in ihrem Schooße berge, vielleicht gestalte sie sich günstiger, als man ahne.

Diese Worte verfehlten nicht, Eindruck auf Cornelia zu machen und beruhigter verließ sie ihren Vater.

Mehrere Tage später erschien der Bote des Rugierkönigs bei Valens.

„Flacitheus läßt Dir wissen," sprach dieser zu dem Römer, „daß er sein Wort gehalten. Seine Wohnstätten sind abgebrochen, seine Völker um ihn versammelt und in wenigen Tagen wird er sein Lager verlassen und vor den Mauern dieser Stadt erscheinen. Du mögest Alles bereit halten, wie Du es versprochen; der Rauch der Lagerfeuer der Rugier wird Dir verkünden, wo sie Deine weiteren Mittheilungen erwarten."

„Sind sie zahlreich genug, um den Kampf mit den an Waffen überlegenen Römern beginnen zu können?" fragte Valens.

„Ihre Pfeile verdunkeln die Sonne," war die stolze Antwort, „ihre Schilde bilden ein Dach über diese Stadt. Nichts wird ihnen widerstehen können, denn an Tapferkeit und Muth werden sie von keinem Volke erreicht."

„Dann ist der Sieg unser," jubelte Valens „und die Rache an Euch nahe, die Ihr mich zu demüthigen glaubtet, die aber nun bald im Staube vor mir liegen werden."

Nachdem der Bote ausgeruht und reichlich bewirthet war, verließ er durch die geheime Pforte des Gartens die dem Untergange geweihte Stadt.

Ein reger Verkehr entstand nun unter den Verschworenen, denn die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch bis zur Ankunft der Rugier blieb, mußte getreulich benützt werden. Stolzer erhoben sie ihr Haupt, drohender wurden ihre Blicke, wenn sie einem ihrer Feinde begegneten und es gelang ihnen auch, noch neue Freunde zu ihrem Unternehmen zu gewinnen. Lauter und lauter murrte das Volk über die drückenden Maßregeln, welche der Prätor ergriffen und die zur Folge hatten, daß die Landleute nicht mehr die Stadt betraten, wodurch bald ein schwer fühlbarer Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln entstand.

Hätten der Prätor und die Quästoren offene Augen gehabt, sie müßten gesehen haben, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbe-

reite. Doch in der letzten Stunde noch sollten sie Kenntniß davon erhalten.

III.

Die Zerstörung Regensburgs.

Livius war der Verräther. Er hatte seit der Unterredung mit Valens Verdacht geschöpft, als würde dieser seine egoistische Absichten an die Spitze stellen, und nur für sich sorgen, dagegen die Interessen aller Andern vernachlässigen. Dieses ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr und als er nun erfuhr, daß die Rugier wirklich im Anzuge seien, eilte er auf das Kapitol zu dem Prätor der Stadt.

„Ich habe Dir wichtige Mittheilungen zu machen," sprach er zu demselben, als er vor diesem stand. „Doch entferne zuerst Deine Liktoren; was ich Dir zu sagen habe, ist vorerst nur für Dein Ohr allein bestimmt."

Auf einen Wink des Prätors zogen sich diese zurück.

„Jetzt sind wir allein," sprach dieser, „nun rede!"

„Es besteht eine Verschwörung gegen Dich und die Stadt," berichtete nun im hastigen Tone Livius, „man will sie in die Hände der Rugier liefern, welche schon auf dem Wege hieher sind."

Der Prätor erblaßte, doch verlor er nicht ganz seine Fassung.

„Das lügst Du," rief er Livius zu. „Nur Römer sind hier Bürger und keiner davon wird zum Verräther an seiner eigenen Vaterstadt."

„Dennoch ist es so, ich schwöre es den Laren Deines Hauses," betheuerte der Aedil. „Säume nicht länger, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, sie könnten sonst unmöglich sein."

„Nenne mir die Namen der Elenden, damit ich sie zermalme," rief der Prätor aus, welcher einsah, daß Livius aus vollster Ueberzeugung sprach. „Gib mir Alles an, was Du weißt, damit ich darnach meine Maßregeln ergreifen kann."

Livius erzählte nun, daß Valens das Haupt der Verschwornen sei, daß der Rugierkönig bei dem Feste der Flora mit seinem Sohne anwesend war und dort die letzten Maßregeln besprochen wurden. Man habe auch ihn in das Geheimniß gezogen und er habe zum Scheine daran Theil genommen, doch wie der Prätor jetzt sehe, nur um in die Pläne eingeweiht zu werden und diese zu rechter Stunde enthüllen zu können.

„Ich hoffe daß Du meine Dienste zu belohnen wissen wirst," fügte er seinen Mittheilungen noch bei. „Ohne diese wäre in wenigen Tagen die Stadt von Feinden besetzt."

„Du sollst mit mir zufrieden sein," war die Zusicherung des Prätors. „Nun aber schweige noch gegen Jedermann und eile zu dem Hauptmanne Valerius, mit dem Auftrage sich sogleich bei mir einzufinden. Das Weitere lasse meine Sorge sein, ich will die Rugier würdig empfangen."

Livius kam dem erhaltenen Auftrage nach. Unterdessen eilten Boten zu allen Senatoren, welche den Befehl erhielten sich zu einer höchstwichtigen Berathung unverzüglich auf dem Forum einzufinden. Dann befahl der Prätor die Thore der Stadt zu schließen und Niemand, sei es wer immer, weder ein noch auszulassen.

Die Eilfertigkeit, mit welcher die Liktoren zu so ungewohnter Stunde hin und herrannten, erregte die Aufmerksamkeit der Bürger und als sie auch noch von dem Thorschlusse vernahmen, bildeten sich bald Gruppen, welche diese Maßregeln eifrig besprachen.

Vor dem Tempel der Juno ging es besonders lebhaft zu. Hier war der Marktplatz der Stadt und daher der größte Verkehr. Schon seit längerer Zeit hatten sich zwei Gruppen der Verkäufer gebildet, welche einanoer feindlich gegen überstanden. Die Einen lobten die Maßregeln des Prätors in Bezug auf den Zoll der Lebensmittel, die Anderen hielten sie für ungerechtfertigt. Die Bürger selbst hatten sich den Letztern angeschlossen, der sie litten am meisten darunter.

„Da scheint wieder etwas Neues, aber nichts Gutes für uns im Anzuge zu sein," rief der Gerber Flavius seinem Nachbar, dem

Waffenhändler Sextus zu. „Die Liktoren habe ich noch nie mit solcher Schnelligkeit ihre Füße bewegen sehen, wie vorhin.“

„Was wird es sein?“ fragte dieser.

„Ja wenn ich das wüßte,“ war die Antwort, „es ist bereits Mittag und was die Senatoren jetzt dort zu thun haben sollen, ist mir ein Räthsel. Nun wir werden es schon erfahren, es kommt immer noch früh genug.“

„Alles läuft zusammen,“ meinte nun der Waffenhändler, „muß mich doch erkundigen.“

Allein von der Gruppe zu der er trat, konnte er soviel erfahren, wie von dem Gerber, deßhalb ging er dem großen Haufen nach. Das Forum umstand bereits eine große Menschenmenge, die neugierig die kommenden Senatoren betrachteten, die aber auf alle an sie gerichteten Fragen keine Auskunft zu geben vermochten.

Valens hatte von der Unruhe, welche in der Stadt herrschte Kenntniß erhalten, derselben aber anfangs keine Bedeutung beigelegt. Erst als mehrere Freigelassene von verschiedenen Gängen in der Stadt zurückkehrten und berichteten, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse, bemächtigte sich seiner eine gewisse Unruhe, welcher er nicht mehr Herr zu werden vermochte. Sollte am Ende doch der Anschlag auf die Stadt verrathen worden sein? Doch nein, dieses war nicht möglich, denn Alle vereinigte ein schwerer Eid und ein gemeinsames Interesse. Doch er mußte Gewißheit haben und ließ sich ankleiden, um selbst nachzuforschen.

Der Hauptmann der Legion war inzwischen auf dem Forum erschienen.

„Nehme sofort sechs Liktoren und führe diese pflichtvergessenen Bürger in den Kerker,“ befahl ihm der Prätor, „wo sie den Lohn ihres Verathes erwarten sollen.“ Damit überreichte er ihm ein Täfelchen, welches die von Livius übergebenen Namen erhielt, unter welchen zum Erstaunen des Hauptmanns Valens oben stand. Da ihm neben Eile auch die größte Vorsicht zur Pflicht gemacht wurde, so wählte er die tüchtigsten Männer und verließ das Forum, gefolgt von einem Haufen Neugieriger, welche dieses neue Vorkommniß noch erregter machte.

Keiner der Senatoren fehlte, als sie ihre Sitze einnahmen und der Prätor, die Questoren und Aedilen in ihre Mitte traten.

„Ich will nicht viel Worte gebrauchen, die Zeit drängt und die Gefahr für die Stadt ist groß", begann er seine Rede, auf die staunenden Männer. „Ergeiz, Herrschsucht und Rache haben, einen elenden Plan zu unserem Untergange geschmiedet, welcher nichts Anderes bezweckt, als die Stadt an die Rugier zu verathen, und nns von den Aemtern zu entfernen, wenn uns nicht noch Schlimmeres bevorsteht. Der ehemalige Prätor, Valens, den der Kaiser seines Amtes entsetzte, weil er seine Macht mißbrauchte, ist das Haupt der Elenden. Ich habe bereits Sorge getragen, sie unschädlich zu machen, doch sind außerordentliche Mittel nothwendig um die drohende Gefahr von der Stadt abzuwenden. Seid Ihr bereit, Senatoren, Alles aufzubieten, was nothwendig ist und der Ernst der Lage erfordert?"

Das Erstaunen, welches diese Nachricht hervorbrachte, wich bald Ausbrüchen des Zornes und der Verachtung.

„Sind Bürger dieser Stadt zu solchem Verbrechen fähig?" rief einer der Senatoren aus.

„Man sollte es nicht für möglich halten!" ließ sich ein Anderer vernehmen.

„Unser Leben setzten wir ein," betheuerten Mehrere zugleich.

„Ich wußte, daß ich auf euern Beistand rechnen konnte," sprach dann der Prätor, als sich die überwallenden Gefühle etwas gelegt hatten; daher gebt mir unbeschränkte Gewalt, damit ich Alles zu unserm Schutze anzuordnen vermag. Vertraut mir, und soll es sein, so will ich der Erste sein, der auf den Wällen sein Leben zum Opfer bringt."

„Sie sei Dir," wurde ihm von allen Seiten beigestimmt.

„So ziehet hin und sagt den Bürgern, welch drohender Gefahr sie entronnen und daß ihre Zukunft nun gesichert sei," sprach das Haupt der Stadt. „Ich sende noch in dieser Stunde Eilboten nach allen naheliegenden Städten und Kastellen, damit uns Unterstützung und Hilfe zu Theil werde."

Die Nachrichten fanden aber bei dem Volke nicht die ge=

wünschte Wirkung, welche die Senatoren erwarteten. Man glaubte nicht daran; ja einige der vor dem Forum Stehenden sprachen offen aus, das sei nur wieder hervorgesucht worden, um neue Lasten aufbürden zu können. Murrend entfernte sich endlich die Menge und verbreitete die Nachricht durch die ganze Stadt, in welcher nun eine ungeheuere Gährung herrschte, die sich in verschiedenen Aeußerungen, doch nicht zu Gunsten des Senates Luft machte.

Der Prätor jedoch, ein Mann von starker Willenskraft, kümmerte sich nicht darum, als er davon Kenntniß erhielt. Die Cohorten, welche die Besatzung bildeten, wurden in Kriegszustand versetzt, die Mauern und Thürme bewacht, so schnell als es ging schadhafte Stellen ausgebessert, die Thore fest verrammelt und nach allen Richtungen hin um Verstärkungen gesandt. Diese Maßregeln machten das Volk stutzig, das nun entgegen den Plänen der Verschworenen sich ruhig verhielt.

Gerade wollte sich Valens aus dem Hause begeben, als Tertullian, einer seiner Freunde ihm leichenblaß entgegen stürzte.

„Alles ist verloren, wir sind verrathen; rette Dich, ehe es zu spät ist," war Alles, was er hervorbringen konnte.

Valens zitterte; die Wahrheit sprach zu deutlich aus dem Munde seines Freundes.

„Wer ist der Schändliche?" rief er noch aus, „daß ich ihm mein Schwert in die Verrätherbrust stoßen kann?"

„Ich weiß es nicht, genug daß es geschehen!" war die rasche Antwort. „Eile, die Liktoren sind schon auf dem Wege hieher, um Dich in den Kerker zu führen."

„So fliehe mit mir," rief Valens dem Ueberbringer dieser Unglücksbotschaft zu.

Im Momente hatte der thatkräftige Mann erfaßt, was zu thun war. Er ergriff den Freund an der Toga und zog ihn mehr mit sich, als dieser ging, durch den Garten zu der geheimen Pforte, die er nun rasch öffnete. Als sie diese hinter sich hatten, schlichen sie sich an der Mauer der Stadt fort und durch dichtes Gebüsch zu dem Ufer der Donau, welche in ruhigem Laufe ihre

Wogen dem fernen Osten zusandte. Vor einem dichten Gebüsche angekommen, stand Valens still.

„Jetzt sind wir vor dem Kerker sicher“ sprach er tief aufathmend, „nun mögen sie uns suchen. Aber ich schwöre es beim Jupiter, wenn einst den Verräther meine Rache ereilt, dann soll sie eine gräßliche sein.“

Er bog nun die Zweige des Gebüsches auseinander und ein starker Nachen, der sich leise auf den Wellen bewegte, wurde sichtbar. Valens und sein Begleiter sprangen in denselben, die Bande, die ihn festhielten, wurden gelöst und ruhig schwamm das Fahrzeug, von Valens' kundiger Hand gelenkt, dahin. Bald entschwanden die Thürme und Häuser der Stadt ihren Blicken, sie befanden sich in voller Sicherheit.

Mit schwerem Herzen hatte sich Valerius dem Hause Valens' genähert, noch nie war ihm die Erfüllung einer Pflicht so schwer geworden. Er gab die Hoffnung nicht auf, Cornelia doch noch sein eigen zu nennen, es könnten ja vielmehr noch Ereignisse eintreten, welche ihren Sinn zu ändern vermochten und sie von dem Gelübde entbanden. Jetzt mußte er kommen, um den Vater in den Kerker zu führen, aus dem er nie wiederkehren sollte.

Der Lärm, den das Volk als Begleitung des Hauptmannes verursachte, drang bis in des Mädchens Gemächer. Ein böser Traum hatte sie die verflossene Nacht gequält. Sie sah ihren Vater auf einem hohen Felsen stehen, der von einer dräuenden Wasserfluth umtostt war. Er schien um Hilfe zu rufen, aber Niemand hörte ihn, keine Hilfe nahte. Immer drohender stiegen die Gewässer empor, schon erreichten sie seine Füße, sie wollte zu ihm, breitete ihre Arme aus, um sich in die Fluthen zu stürzen, da erwachte sie. Die ganze Nacht konnte sie ihre Augen nicht mehr schließen, weil sie fortwährend über die Bedeutung des Traumes nachdachte, der ihr nichts Gutes zu verkünden schien.

Als Valerius den schweren Hammer der Thüre des Hauses niederfallen ließ, daß der Ton dumpf durch das ganze Haus drang, fuhr sie erschrocken zusammen.

„Was ist Dir“, fragte besorgt ihre Mutter, welche dieses bemerkt hatte, „Du zitterst, Du wirst blaß? Bist du unwohl?“

„Es ist mir so ängstlich, so bange zu Muthe“, erwiderte sie mit leiser Stimme, „gerade wie wenn ein Unglück an der Schwelle unseres Hauses stünde.“

„Dein Blut ist in Wallung, Cornelia“, erwiderte beruhigend die Mutter, „Du siehst böse Bilder, wo keine vorhanden sind. Das Unglück ist müde geworden, uns zu verfolgen.“

Kaum aber hatte sie ausgesprochen, als sie schwere Schritte in dem Gange vernahm, der zu den Frauengemächern führte. Voll Schrecken stürzten zu gleicher Zeit die Diener und Sklaven herbei und berichteten, daß Valerius und die Liktoren anwesend seien, und nach dem Gebieter des Hauses verlangten.

„Was wollten sie von ihm?“ fragte besorgt und ängstlich Sempronia.

„Ich getraute sie nach dem Grunde nicht zu fragen,“ erwiderte der Aufseher der Sklaven, „doch da sind sie selbst.“

Valerius trat ein, und gewahrte sogleich die Bestürzung, welche herrschte.

„Sagt mir, wo ich den Herrn des Hauses finde,“ sprach er zu den Beiden „und mein Auftrag ist erfüllt. Es wird ihm ein leichtes sein vor dem Senate, sich von dem Verdachte zu reinigen, der auf ihm lastet.“

„Ihr kommt also, um ihn fortzuführen,“ wollte Sempronia wissen. „Ist es soweit in dieser Stadt gekommen, daß man ruhige Bürger einem unerwiesenen Verdachte opfert.“

„Mein Vater ist unschuldig, er hat immer nur nach Gerechtigkeit gehandelt“ versicherte Cornelia stolz.

„Verzeiht, ich bin nicht Richter und vollziehe nur den Befehl, der mir zu Theil wurde,“ war des Hauptmanns Antwort. „Glaubt meiner Versicherung, daß es mich schwer ankam, diese Schwelle zu übertreten und seid überzeugt, daß ich mit aller Rücksicht vorgehen werde.“

Er sprach die letzten Worte mit besonderer Bedeutung und einem innigen Blicke auf Cornelia. Darauf winkte er seinen Be-

gleitern und verließ das Gemach. Die Sklaven mußten ihm folgen. Allein, ob sie auch das ganze Haus durchsuchten jeden Winkel durchspähten, kein Plätzchen des Gartens undurchforscht ließen, sie fanden keine Spur von Valens. Auch die Diener und Sklaven, welche nun ausgeforscht wurden, konnten nichts über die Flucht ihres Herrn berichten. Mit einer gewissen Freude über den Mißerfolg seiner Sendung, zog der Hauptmann mit den Seinen ab.

Bange Stunden verlebten nun Mutter und Tochter, denn sie fürchteten die Nachricht zu erhalten, bei einem seiner Freunde sei der Gesuchte gefunden worden. Als aber die Nacht herein brach, wurden sie ruhiger, denn es war nun fast zur Gewißheit geworden, daß er noch rechtzeitig Kunde erhalten und sich in Sicherheit gebracht habe. Nur mußte ihm die Zeit gemangelt haben, den Seinen hiervon Nachricht zu geben. Sie hofften, es werde Valens wohl gelingen, von seinem Aufenthalte sie zu benachrichtigen, für sich selbst hatten sie ja nichts zu fürchten.

Dem Prätor war es freilich unangenehm, zu hören, daß der Angesehenste der Verschworrenen auf so unerklärliche Weise entkommen war. Man gab aber die Hoffnung nicht auf, weil man ihn doch noch in einem Verstecke der Stadt vermuthete. Sein Haus wurde daher Tag und Nacht sorgfältig bewacht, doch vergebens. Die Uebrigen waren nicht so glücklich wie Valens gewesen und harrten in dem festen Kerker des Munizipiums ihrem weiteren Schicksale entgegen.

Valens war glücklich in dem Lager der Rugier angekommen: Flacitheus und sein Sohn waren nicht wenig überrascht, als des Römers Ankunft ihnen gemeldet wurde. Noch mehr aber, als sie vernahmen was sich Alles zugetragen und auf welche Weise der Römer der drohenden Gefahr entronnen war.

„Was glaubst Du denn, was geschehen soll?“ fragte der König. „Zurückkehren werde ich nimmer, das würde sich mit der Ehre der Rugier nicht vertragen.“

„Ich würde auch nie ein solches Verlangen an Dich stellen, war die Antwort, im Gegentheil, wenn du solche Gedanken hegen würdest, würde ich deine Brust auf das Neue mit Haß erfüllen.

Meine Feinde müssen zu meinen Füssen liegen und wenn die ganze Stadt darüber zu Grunde gehen würde."

„Von welcher Seite glaubst Du, daß wir am Besten angreifen können?" fragte nun Flacitheus. „Ich weiß, daß mir ein harter Kampf bevorsteht. Die Mauern sind hoch und fest und eure Soldaten tapfer und unverdrossen. Ein begonnenes Werk aber muß vollendet werden. Ich sehne mich darnach, dort meinen Einzug zu halten".

„Wir müssen über den Strom setzen" erläuterte nun Valens, „denn von dieser Seite sind die Mauern fast uneinnehmbar. Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn ich Dir hätte heimlich Einlaß verschaffen können. Auf der Südseite kenne ich genau einen schwachen Punkt, von wo aus der erste Angriff geschehen soll. Doch was vor Allem nöthig, das ist Eile. Je rascher Du vor der Stadt erscheinst und sie umzingelst, desto weniger wird sie im Stande sein, zu widerstehen und Hilfe von auswärts zu erhalten. Und wenn Du das Blut Deiner Krieger schonen willst, so belagere sie, der Mangel von Lebensmitteln wird sie zwingen, sich bald zu ergeben".

„Ich will Deinem Rath befolgen," stimmte der König bei „und in dieser Stunde aufbrechen. Lasse das Horn ertönen, wir ziehen noch eine kurze Strecke aufwärts, dort kenne ich eine Furth, die uns an das andere Ufer bringen wird. Du Valens bleibst in meiner Nähe, ich werde für Alles sorgen, was Du und Dein Freund bedarfst."

In langgedehnten Tönen erschallte der Heerruf und nun entwickelte sich mit einem Schlage das regste Leben in dem Lager. Die einfachen, nur aus Flechtwerk hergestellten Zelte verschwanden, die Reiter bestiegen ihre Pferde, die Fußtruppen ordneten sich in Kolonnen, in deren Mitte die Druiden, Barden und Priesterinnen mit ihren Heiligthümern sich einfanden. Die Weiber und Kinder wurden auf den niederen Wägen untergebracht, welche von Ochsen gezogen wurden. Ein Trupp Schwerbewaffneter schloß den langen Zug, der König und sein Sohn, Odoaker, dann die Edlen mit Valens ritten an der Spitze. Es war ein herrliches Schauspiel

die kräftigen schlanken Gestalten so dahinziehen zu sehen, deren Waffen und Helme im Glanze der Sonne widerstrahlten.

Gegen Abend gelangten sie an der bezeichneten Stelle der Donau an und zu seiner Freude gewahrte der König, daß die Wasser noch tiefer gefallen waren und der Uebergang leicht bewerkstelligt werden konnte. Er traf die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, schickte am andern Morgen zuerst die Weiber und Kinder hinüber, dann folgte er mit dem Heere selbst. Warfen sich die Römer ihm nicht im offenen Felde entgegen, so stund er am andern Abende vor Reginums Mauern. Allein so sehr sie auch spähten, kein römisches Feldzeichen, kein stolzer Adler ließ sich sehen. Das schwellte die Brust der Rugier mit neuen Hoffnungen und als sie ungehindert das Ziel erreichten, erfüllten sie die Luft mit brausendem Jubel.

Von auswärts war der Stadt keine Hilfe zugekommen. Der Kriegszug der Rugier hatte sich im ganzen Lande mit Blitzesschnelle verbreitet und die Befehlshaber der römischen Castelle dachten an ihre Sicherheit und wollten ihre Streitkräfte nicht vertheilen. Dießes hatte in der Stadt große Bestürzung hervorgebracht, denn sie war nun auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen. Was der Senat, der sich nun täglich versammelte, am meisten befürchtete, war der Mangel an Lebensmitteln, denn in der kurzen Zeit konnte nur Weniges in die Stadt geschafft werden. Der Prätor jedoch hoffte, daß die Feinde ermüden und bald wieder abziehen würden, wenn sie sähen, daß an den Legionen und Bürgern, sowie der Höhe und Stärke der Festungswerke alle ihre Anstrengungen scheiterten.

Schon am andern Tage sollte er aber einsehen, daß die Rugier anderen Sinnes waren. Von der Südseite her flogen die Wurfgeschosse in die Stadt, ertönte aus tausenden von Kehlen der Angriffsruf der Rugier und nur mit äußerster Mühe gelang es den römischen Kohorten, den unternommenen Sturm abzuschlagen. Mit Bestürzung gewahrte der Prätor und die Befehlshaber von den Thürmen aus, daß die Feinde immerwährend die Stadt umschwärmten und so iede Zufuhr abschnitten. Auf beiden Seiten

hatte der Angriff großen Verlust hervorgebracht und zu Haufen lagen die Leichname der Krieger in den Wällen und Gräben.

„Deine Bürger und Soldaten vertheidigen sich mit dem Muthe der Verzweiflung", sprach der König im Kreise seiner Edlen zu Valens am Abend des blutigen Tages. „Ich will das Blut meines Volkes sparen, nutzlos hieße ich es opfern, wollte ich noch mehr solcher Stürme wagen. Ich werde mich fester an ihre Mauern legen, bis der Hunger sie zwingt, die Thore zu öffnen. Aber nicht eher werde ich weichen, als bis sie mein ist, von hier aus soll mein Siegeslauf beginnen, bis ich ihm in dem stolzen Rom ein Halt bestimme."

„Du wirst nicht lange zu warten brauchen", versicherte Valens, „denn wie ich gesehen, sind sie auf sich allein angewiesen und das wird ihre Zuversicht eher, als Du glaubst in das Wanken bringen."

Allein hierin täuschte sich der Römer doch, denn Tag um Tag verrann und höhnischer denn je erklangen die Zurufe der römischen Soldaten von den Wällen herab, die Mauern zu ersteigen, wenn in der Brust der Rugier nicht aller Muth erloschen sei. Der Prätor wußte durch sein eigenes Beispiel wie durch die Macht seiner Beredsamkeit, Alle wenn sie zaghaft wurden, auf das Neue zu begeistern und ihre Thatkraft zu erhöhen. Alle Vorräthe an Lebensmitteln gebot er bei Todesstrafe auf dem Forum abzuliefern, damit eine gleichmäßige Vertheilung derselben stattfinden könne. Beherzte Männer schlichen sich zur Nachtszeit aus der Stadt, um in den nächsten römischen Lagern die Noth und Gefahr zu schildern und zur schnellsten Hilfe aufzufordern. Der einzige Senat Passaus schickte sich an, der bedrängten Schwesterstadt beizuspringen, allein bis seine Hilfe kam, war es zu spät.

Wieder senkte sich ein herrlicher Sommerabend auf das Thal der Donau nieder. In blauem Dufte schwammen die waldbedeckten Berge, welche sich im Hintergrunde erhoben, die Luft zitterte im Abendsonnenscheine, Haufen von Mücken umtanzten friedlich die Hütten der Rugier, welche ermüdet von der Hitze und der Arbeit des Tages im Schatten derselben lagen. Ruhe und Stille lag über

dem ganzen Lager ausgebreitet, das Getöse der Waffen war verstummt, man hätte fast glauben können, sich in einem friedlichen Dorfe, statt in einem Feldlager zu befinden.

Ein Mann, der rüstig die große Heerstraße, welche von Augsburg an die Ufer der Donau führte, daher schritt, schien trotz seines hohen Alters keine Müdigkeit zu empfinden. Er mußte an diesem Tage schon eine weite Strecke Weges zurückgelegt haben, das zeigte sich an dem staubigen grauen Reisekleide, das er trug und an den Sandalen, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war. Daß der Hut ihn nur nothdürftig vor den sengenden Strahlen der Sonne schützte, zeigte deutlich das stark gebräunte Gesicht, welches ein langer weißer Bart schmückte. Die Toga hielt ein Gürtel, um die Mitte des Leibes geschlungen, zusammen, an welchem eine Kürbisflasche befestigt war. Ein Stab war Alles, was er mit sich trug. Offenbar wollte noch, bevor die Sonne unterging, der Wanderer das Lager erreichen. Ernst mit Milde gepaart, zeigten seine Züge, man sah ihm an, daß er ein ruhiges Gewissen in seiner Brust trug.

„Dort liegt ja das Lager des Rugierkönigs," sprach er zu sich selbst, als er aus einem Gehölze tretend, bei dem Anblicke desselben stehen blieb, „und hinter ihm die stolze Stadt, in der ich so schnöde behandelt wurde. Meine Worte sind eingetroffen und gleich Jerusalem sind nun auch die Tage der Heimsuchung über dich hereingebrochen und das gleiche Loos wird dir zu Theil werden. Deine stolzen Tempel und Paläste werden in Schutt und Asche versinken, deine Götter von den Altären gestürzt und du selbst längere Zeit vergessen sein. Dann aber, wenn du Alles gesühnt, wird die Zeit deiner neuen Auferstehung kommen, das Kreuz aber von deinen Thürmen hinausleuchten in alle Lande und in dem Strome sich widerspiegeln."

Sinnend ruhte sein Auge längere Zeit auf der in allen Gluthen strahlenden Landschaft. „Nun aber in das Lager," sprach er dann mit zum Himmel gewandten Blicken, „und den Kampf mit der Nacht und der Finsterniß begonnen. „Segne Du mein Vorhaben, Allmächtiger, und gib mir Deinen Beistand, damit auch die dort an

Dich glauben lernen und ihre Seelen der ewigen Verdamniß entrissen werden."

Rasch schritt er nun weiter und als die Sonne am Horizonte niederging, betrat er das Lager.

Der Mann in dem schlichten einfachen Gewande, der also sprach, Severin war sein Name, war ein Römer von Geburt, doch stand seine Wiege nicht in dem rauhen Norden, sondern in dem lachenden Süden an den Ufern der Tiber. Reichthum umgab ihn in seiner Kindheit Tagen und alle Genüsse des Lebens standen ihm zu Gebote. Doch in seinen Jünglingsjahren erkannte er die Segnungen des Christenthums und wurde dessen eifrigster Jünger. Er vertauschte den Palast mit der Hütte, die Toga mit dem härenen Gewande und als die Hunnen durch Italien zogen und Alles verwüsteten, da litt es ihn nicht länger mehr in dem Heimathslande. Er verließ die geplünderten Gegenden, pilgerte über die Alpen und kam nach Rhätien und Norikum, um hier die Lehre Christi, die Nothwendigkeit der Buße, die Trübsale des gegenwärtigen und die Gewißheit eines künftigen bessern Lebens zu verkünden. Er war den Flüssen entlang gezogen und so auch nach der Römerstadt Faviana*) gekommen. Es war mitten im Winter und die Donau fest zugefroren. Die Einwohner drückte eine schreckliche Hungersnoth, alle Zufuhren waren ausgeblieben und auf dem Donauflusse eine Anzahl Schiffe eingefroren, welche Getreide für die Stadt mit sich führten. Da flehte der Gottesmann zu dem Herrn der Heerschaaren und siehe noch in derselben Nacht trat Thauwetter ein und befreite die Schiffe aus ihren eisigen Banden. In der Nähe der Stadt baute er nun ein Kloster, da sich ihm mehrere Brüder angeschlossen hatten und gesinnt waren, mit ihm das begonnene Werk fortzusetzen. Später errichtete er für sich allein eine Klause, um hier ungestört der Betrachtung göttlicher Dinge obzuliegen. Da er ein Mann war, der Welt und Menschen kannte und dessen Blicken die Kenntniß der Gegenwart die Zuknnft öffnete, so kamen nicht nur viele vornehme Römer, seinen Rath

*) Das heutige Wien.

zu holen, sondern auch die nahewohnenden Germanen suchten bei ihm Schutz und Hilfe, wenn sie dereu benöthigt waren. Von Zeit zu Zeit durchzog er die naheliegenden Länder, um die Christen in ihrem Glauben zu bekräftigen und die Heiden zn bekehren. Auf einer solchen Reise hatte er von dem Kriegszuge der Rugier gehört und es drängte ihn, auch bei diesem Volke sein Bekehrungswerk zu versuchen. Schon früher war er einmal in Regensburg gewesen und hatte dort öffentlich vor dem Tempel des Jupiter das Evangelium gepredigt. Allein er wurde nur verhöhnt und ausgelacht und zuletzt auf Befehl der über ihn aufgebrachten Priester aus der Stadt gewiesen. Damals prophezeite er der Stadt das Schicksal, von welchem er nun Augenzeuge werden sollte.

Als er das Lager betreten wollte, hielt ihm ein Krieger seinen Speer entgegen und hemmte dadurch seine Schritte.

„Was willst Du hier Fremdling?" fragte ihn dieselbe, die seltsame Gestalt mit einem halb scheuen, halb neugierigen Blick musternd.

„Zu Deinem Könige geführt werden," erwiderte Severin bestimmt.

„Das kann heute nicht mehr geschehen," erwiderte der Rugier, „der Abend ist schon zu weit vorgeschritten."

„Dann wirst Du vielleicht einem müden Wanderer ein kleines Plätzchen in Deinem Zelte gönnen", bat Severin.

„Ein Obdach über die Nacht habe ich noch keinem Fremden abgeschlagen", versicherte der Krieger „und auch einen kleinen Imbiß werde ich noch entbehren können."

Er führte ihn in eine in der Nähe befindliche Hütte und räumte ihm dieselbe für die kommende Nacht zum alleinigen Gebrauche ein. Severin dankte ihm für diese Aufmerksamkeit herzlichst, genoß etwas Speise und Trank, betete um Kraft und Stärke, das angefangene Werk glücklich vollenden zu können, und schlief dann ruhig bis zum grauenden Morgen.

Die Eigenart des Mannes, sein hohes ehrfurchtgebietendes Wesen hatten auf die Krieger einen besonderen Eindruck gemacht. Sie zerbrachen sich die Köpfe über seinen Stand, das Woher und

Wohin, ohne natürlich das Wahre errathen zu können. Mit Spannung erwarteten sie den Morgen, um darüber Auskunft zu erhalten; als er aber in ihrer Mitte erschien, erstarben ihre Fragen auf der Zunge; es war, als ob sie eine unsichtbare Hand abhielte. Stumm geleiteten sie ihn zu Flacitheus, der verwundert den Mann betrachtete, der so furchtlos vor ihm stand und ihm so offen in die Augen blickte. Bald hatte sich ein großer Kreis um die Beiden versammelt, in welchem die Neugierde unverkennbar ausgeprägt war.

„Woher kommst Du, was führt Dich zu uns?" fragte ihn Flacitheus.

„Der Wunsch, Euch aus Nacht und Finsterniß zu erlösen" erwiderte ihm Severin mit wohltönender Stimme.

„Ich verstehe Dich nicht", war des Königs Antwort. „Meine Handlungen haben das Licht des Tages nicht zu scheuen." „Ich trete meinen Feinden im offenen, ehrlichen Kampfe gegenüber, Hinterlist und Trug ist mir fremd".

„Das weiß ich wohl," versicherte Severin „und sei überzeugt, daß ich von Deinen Thaten schon lange Kenntniß habe, denn der Rugierkönig wußte seinen Namen gefürchtet zu machen. Deine Seele zu retten, bin ich gekommen Deinen Geist will ich zu Höherem und Erhabenerem führen, eine neue Lehre will ich Dir verkünden, welche nur die Liebe kennt."

Der König folgte gespannt diesen furchtlos gesprochenen Worten, auch der Kreis schloß sich enger, um dem Unerschrockenen näher zu sein.

„Rede weiter," befahl der König, „was verlangt die neue Lehre von uns?"

„Es gibt nur Einen Gott," begann nun Severin mit erhobener Stimme, „der über uns herrscht und dessen Gebote wir befolgen müssen. Deine Götter sind nur Traumgebilde, die nie und niemals vorhanden waren, Eure Priester Betrüger, um Euch nach ihrem Willen lenken und leiten zu können. Was ich Dir aber sage, ist die ewige Wahrheit und wenn sie in Dein Herz Eingang gefunden hat, wirst Du fühlen, daß Du ein anderer Mensch geworden

bist und Deinen Blick, der bis jetzt zur Erde gerichtet war, aufwärts richten."

Nun erzählte er von dem Erlöser der Welt, wie er auf Erden gewirkt, was er zum Heile der Menschheit gethan, wie er für diese gelitten und gestorben und wie nun seine Jünger hinauseilten, um allen Völkern diese Lehre zu verkünden und sie zu neuen Menschen zu gestalten.

„Darum bin ich zu Dir und Deinem Volke gezogen," schloß er seine begeisterte Rede, „damit auch Ihr die Wahrheit erkennen lernt, Eure Götter vernichtet und fortan ein neues Leben beginnet, das Euch zum ewigen führen wird."

Alle hatten ihm lautlos zugehört. Kaum aber hatte er geendet, als die anwesenden Priester zu murren anfingen und drohend sich zu dem Fremdlinge wandten.

„Glaube seinen Worten nicht, König," rief diesem der Oberpriester zu. „Er ist ein Betrüger, er schmäht unsere Götter, und will andere an ihre Stelle setzen. Laß ihn aus dem Lager führen."

„Nein in den Kerker mit ihm," rief ein Anderer, „er hat den Tod verdient."

„Er soll uns Alles beweisen, was er sagte," höhnte ein Dritter, „das wird er aber nicht können."

Immer drohender wurde das Geschrei, doch furchtlos stand Severin da. Der König gebot Ruhe, doch es bedurfte längerer Zeit, bis die Wogen der Erregung sich legten.

„Ich habe Deine Worte vernommen und sie gefallen mir", sprach nun Flacitheus mit so lauter Stimme, daß es alle Umstehenden deutlich vernehmen konnten. „Wenn ich ihnen nun aber Glauben schenken soll, womit wirst Du meine Zweifel bannen?"

„Höre König der Rugier", erwiederte nun Severin. „Ich stehe heute zum erstenmale vor Dir und doch kenne ich Deine Absichten und Gedanken, die Du in Dir trägst".

Der König wich erschrocken einen Schritt zurück. „Wenn Du in die Zukunft zu blicken vermagst," forderte er ihn auf, „so sage mir, wann jene Stadt dort in meinem Besitze sein wird."

„Ehe die Sonne zum drittenmale ihren Lauf vollendet hat“, war die Antwort, wird Dein Schwert in ihrem Innern wüthen“.

„Was wird weiter geschehen“? fragte der König fast furchtsam.

„Du glaubst auf einem gewaltigen Kriegszuge begriffen zu sein“, antwortete Severin, „und träumst von einer Krone, die Du Deinem Sohne auf das Haupt setzen willst, doch ich sage Dir, dieses Ziel wirst Du nicht erreichen. Ehe Dein Fuß jenes Land betritt, wirst Du und Er nicht mehr sein. Der Mann, der neben Dir steht, ist von der Vorsehung auserlesen, das Reich der Römer zu zerstören, Du bildest nur die Brücke, die ihn hinüberführen soll.“ Aller Augen hafteten auf Odoaker, der neben dem Könige sich auf seinen Schild stützte. Flacitheus und Fara getrauten sich aber kaum mehr den Redner anzublicken. Man sah es ihnen an, daß sie tief erschüttert waren.

Es entstand eine längere Pause. Keiner mochte in Worte kleiden, was sein Inneres bewegte.

„Du wirst das Lager nicht verlassen,“ sprach dann der König zu Severin, „bis der dritte Tag sich seinem Ende neigt. Hast Du die Wahrheit gersprochen und ist die Stadt mein, dann will ich Dich weiter hören und der Erste dann sein, der Deiner Lehre huldigt. Bis dahin stehst Du unter meinem Schutze des Königs Gastfreund ist den Rugiern heilig.“

Diese letzten Worte waren besonders an die Priester gerichtet, welche wieder Miene machten, mit Toben und Schreien zu beginnen, dadurch aber ihre Wuth in sich zurückdrängen mußten. Die haßerfüllten Blicke aber zeigten, was Severin bevorstand, wenn sie Macht über ihn gewannen. —

Auf dem Forum in der Stadt ging es um die gleiche Stunde ebenfalls stürmisch zu. Metellus, der Prätor, war genöthigt worden, den Senat zu berufen, um über weitere Maßregeln zu berathen, welche das Volk beruhigen sollten. Die Lebensmittel gingen auf die Neige, die ausgesandten Boten kehrten mit leeren Ausflüchten zurück, von keiner Seite war mehr auf die geringste Hilfe zu hoffen. Das wußte das Volk und immer lauter murrte

es und ging zuletzt in Drohungen über. Es mußte irgend ein entscheidender Schlag ausgeführt werden, ob er zum Heile oder Unglück gereichte.

Valerius war vor den Senat beschieden worden, um Auskunft zu geben, wie lange im schlimmsten Falle die Stadt sich noch halten könnte. Seine Rede wirkte jedoch niederschmetternd auf die Senatoren.

„Meine Soldaten sind nicht nur entmuthigt, weil sie wissen, daß eine Rettung fast unmöglich ist“, sprach er, „sie sind auch entkräftet, denn mit dem, was ihnen jetzt zur Nahrung gereicht wird, können sie nicht bestehen. Wie lange noch und der Feind wird keinen Römer mehr auf den Mauern erblicken, da sie kraftlos dahin sinken und das Schwert ihrer Hand entfällt. Leichtes Spiel werden sie haben und ich fürchte nur, daß es dann ein grausames und blutiges sein wird.“

„Gibt es denn kein Mittel uns aus dieser Lage zu befreien?“ fragte Metellus, als er die niedergeschlagenen Mienen der Senatoren bemerkte.

„Den Kampf auf Leben und Tod“, erwiderte ernst der Hauptmann. „Wir müssen das Kriegsglück walten lassen und die Entscheidung der Schärfe unserer Schwerter anheimstellen. Nur ein allgemeiner Ausfall kann uns noch retten; ein Kampf Mann gegen Mann; wer dann siegt, ist Herr der Stadt. Besser im Freien eines rühmlichen Todes sterben, als hinter den Mauern verschmachten. Jeder, der waffenfähig ist widme seine Kraft diesem entscheidenden Kampf. Das sei Deine Aufgabe Prätor!

„Wann glaubst Du, daß dieses geschehen kann?“ fragte dieser.

„Meine Cohorten sind zu jeder Stunde bereit“, versicherte. Valerius. „Der Bürger wegen jedoch soll der Ausfall am frühesten Morgen des kommenden Tages beginnen.“

„So sei es“ bestimmte der Prätor nach kurzer Berathung mit den Senatoren, „ich werde Alles aufbieten, den Sieg über die Feinde zu erringen“.

Doch unter den Bürgern herrschte der Eifer nicht, der von dem Senate erwartet wurden. Ihre Freigelassenen und Sklaven

hinderten sie jedoch nicht, sich den Cohorten anzuschließen, so daß diese wohl über die Hälfte vermehrt wurden. Allein nicht mit froher Zuvorsicht musterte an jenem Morgen Valerius diese Haufen, er kannte deren Unzuverlässigkeit und daß sie der ungestümen Angriffsweise der Rugier nicht lange Stand halten würden.

Im Hause des Valens' hatte diese Zeit über tiefe Niedergeschlagenheit und Traurigkeit geherrscht. Kein Bote erschien, um Nachricht von dem Vater und dem Gatten zu geben. Bloße Vermuthungen nur konnten sie aufstellen, doch dünkte es ihnen unzweifelhaft, daß er sich beim Heere der Belagerer befinden werde und wohl seinem Einflusse es zuzuschreiben sei, daß der König so schnell vor den Mauern erschien. Manchesmal konnte man bei Cornelia, doch ein leises Lächeln entdecken, wenn sie an Jara dachte, denn es war ja möglich, daß er bald als stolzer Sieger ihr Haus wieder betrat. Diesem Augenblicke sah sie mit Spannung entgegen, denn er sollte über ihr zukünftiges Schicksal entscheiden.

Valerius hatte zu dem letzten entscheidenden Kampfe Alles mit Umsicht und dem ihm eigenen Scharfblick geordnet. Die Sklaven hatte er in das vordere Treffen gestellt, sie waren bestimmt den ersten Angriff der Rugier auszuhalten. An der Spitze der Freigelassenen stand der Prätor selbst, sie sollten aus dem Thore bei dem Dianatempel ausfallen, um wo möglich die Feinde im Lager anzugreifen. Der Hauptmann mit seinen tapferen Cohorten und den Bürgern, welche sich ihm angeschlossen, stellte sich im Süden in den Gräben des Thores auf, um dem Feinde trotzig die Stirne zu bieten. Den Angriff sollten die Wurfgeschosse von den Mauern und Thürmen unterstützen und den Feinden soviel wie möglich Schaden zufügen. Sieg oder Tod war das Losungswort, etwas Anderes gab es nicht für sie.

Die Rugier waren nicht wenig erstaunt, als sie sich so unvermuthet angegriffen sahen. Doch nicht lange, so standen ihre Reihen wohl geordnet, und festen Blickes erwarteten sie vor ihrem Lager die Angreifer. Flacitheus flog auf seinem schnellen Rosse hin und her, erinnerte sein Volk an die Tapferkeit ihrer Ahnen und daß sie diese würdig nachahmen möchten. Ein Freudengeschrei

antwortete ihm. Odoaker war bestimmt, das Lager zu decken, der König selbst leitete in der Mitte den Kampf, Fara stand auf dem rechten und Valens auf dem linken Flügel.

Valerius hatte das Zeichen zum allgemeinen Angriffe gegeben. Die Schaar der Sklaven stürzte sich todesmuthig in die Reihen der Rugier, und brachte diese im ersten Anlaufe zum Wanken. Allein der König, die Gefahr sehend, eilte herbei und nun begann ein blutiges Handgemenge, in welches auch die römischen Cohorten verwickelt wurden. Mit der größten Tapferkeit und Ausdauer wurde auf beiden Seiten gekämpft. Was den Rugiern an der erprobten Kriegskunst der Römer fehlte, ersetzten sie durch ihren Heldenmuth. Leiche an Leiche thürmte sich empor, keiner wich vom Platze, keiner konnte sich rühmen, den geringsten Vortheil errungen zu haben. Zwei Stunden schon währte das Morden, die Sonne beschien ein grauses Schlachtfeld. Nicht minder harten Stand hatte Odoaker auf der rechten Seite des Lagers. Der Prätor und die Freigelassenen kämpften wie die Löwen und es gelang ihnen sogar, den Fürsten immer mehr gegen das Lager zurückzudrängen. Da ließ dieser Verstärkungen herbeiführen und mit diesen neuen Kräften drang er nun stürmisch gegen die Römer vor; diese vom Kampfe schon ermattet, konnten nicht mehr länger Widerstand leisten. Ein Speer traf den Prätor am Halse, schwerverwundet sank er vom Pferde. Damit war die Kraft der Römer auf dieser Seite gebrochen. Sie wichen zurück und eilten zuletzt in wilder Flucht der Stadt zu.

Dadurch hatte Odoaker Luft bekommen und konnte dem Könige zu Hilfe kommen. Einen Theil seiner Krieger sandte er den Flüchtigen zur Verfolgung nach, mit dem andern stürzte er sich auf die immer noch fest Stand haltenden Römer. Dieser Uebermacht konnten sie nicht länger widerstehen, das sahen sie ein, aber so theuer, wie möglich, wollten sie ihr Leben verkaufen. Valerius feuerte sie zu erneutem Widerstande an und gräßlich wüthete das Schwert auf beiden Seiten. Der Hauptmann gewahrte Valens und rief ihm das Wort „Verräther" zu. Hierüber wuthentbrant, bahnte dieser sich einen Weg zu ihm und for-

derte ihn zum Zweikampf auf. Valerius nahm es mit höhnischem Lächeln an; mit einem Schlage war er anders gesinnt geworden, als er sah, daß sein Gegner den Untergang der Stadt herbeiführte. Selbst Cornelia hätte in diesem Augenblicke nichts über ihn vermocht, so groß war sein Rachegefühl.

Mehrere Minuten währte der Kampf. Heftig schlugen die Schwerter zusammen, ein jeder suchte an dem andern eine Blöße zu entdecken, um ihm die Todeswunde beizubringen. Das gelang auch endlich dem Hauptmanne und von Blut übergossen, sank Valens dahin. Im gleichen Momente hatte sich aber ein Rugier auf Valerius gestürzt und mit einem gewaltigen Hiebe spaltete er ihm den Kopf. Da lagen sie nun nebeneinander in ihrem Blute und über sie hinweg wogte der Kampf. weiter

Aber auch hier war die Sache der Römer verloren, von zwei Seiten umzingelt, mußten sie der Uebermacht unterliegen. Doch nur Schritt für Schritt wichen sie zurück und erst als das Häuflein der Tapferen bis auf Wenige zusammengeschmolzen war, ergaben sich diese.

Der Weg in die Stadt war nunmehr für die Rugier offen. In derselben herrschte die wildeste Bestürzung. Von den Mauern aus sah man ja die Niederlage und die Kunde davon verbreitete sich von Haus zu Haus. Einige Besonnene rafften in der Eile an Kostbarkeiten zusammen, was ihnen in die Hände fiel und flüchteten durch das nördliche Thor über die Donau den Castellen auf der großen Mauer zu, wo sie Schutz zu finden hoffen durften. Die Meisten aber hatte der Schrecken und die Angst gelähmt, in dumpfer Verzweiflung sahen sie dem Kommen der Feinde entgegen. Cornelia und ihre Mutter waren die Einzigen, welche keine Furcht empfanden, der Sieg der Rugier brachte ja den Vater zurück. Sie wußten nicht, daß dieser draußen vor den Mauern erschlagen lag und die Sonne sein starres Antlitz beschien. Als daher der Aufseher der Sklaven, einer der wenigen, welche dem Blutbade entronnen, schreckensbleich herbeistürzte und die Beiden beschwor sich zu retten, denn nur kurze Zeit sei ihnen hiezu vergönnt, schüttelten sie verneinend das Haupt und erklärten, das Haus nicht zu ver-

lassen, es möge kommen, was da wolle. Damit hatten aber auch sie ihr Schicksal besiegelt.

Unaufhaltsam drang nun das Heer der Rugier in die Stadt ein, was sich ihnen entgegenstellte, wurde niedergemacht. Als aber aus einigen Häusern siedendes Wasser und brennendes Pech auf sie gegossen wurde, kannte ihre Wuth keine Grenzen mehr. Weiber und Kinder mußten das Schicksal der Männer theilen, man hörte nur mehr Wehegeschrei und Todesröcheln. In allen Ecken der Stadt, in den Tempeln auf dem Forum und Kapitolium legten die wuthentbrannten Krieger Feuer an, und bald war die ganze Stadt nur ein Flammenmeer, dessen Rauch in ungeheuren Wolken zum Himmel stieg.

Sempronia und Cornelia warteten, als sie die grausige Zerstörung gewahrten mit fieberhafter Angst des Retters aus dieser Noth. Allein er kam nicht, statt dessen aber drang ein Haufe Rugier in das Haus und begann die Kästen zu durchwühlen um nach verborgenen Schätzen zu suchen. Was sie fanden, wurde ihr Eigenthum, aber je mehr dieses der Fall war, desto größer wurde ihre Habsucht und ihre Beutegier. So kamen sie auch in die Frauengemächer, wo sie die beiden Frauen in Verzweiflung und Schmerz aufgelöst fanden. Sie wußten jetzt, daß alle Hoffnung vergebens war.

„Heraus mit euren Schätzen," rief ihnen ein Rugier wild entgegen, oder mein Schwert wird es euch lehren".

„Nehmet Alles, was wir haben, nur verschont unser Leben," flehte Sempronia händeringend.

„Ach was, die sind auch nicht besser wie die Uebrigen", rief ein Anderer aus, „sollen wir lange ihr Gewinsel anhören. Fort mit ihnen, damit sie die Gesellschaft vermehren".

„Macht es kurz mit ihnen, ein tüchtiger Stoß und vorbei ist es," forderte ein Dritter auf.

Der Erste, der gesprochen, eilte auf Sempronia zu. Als dieses Cornelia gewahrte, flog sie auf ihre Mutter zu und schloß sie krampfhaft in ihre Arme.

„Tödte mich," Barbar, rief sie entsetzt aus, „meiner Mutter aber schenke das Leben."

„Nichts da mein Täubchen," erwiderte der blutgierige Rugier mit funkelnden Blicken. „Aber mit einander will ich euch das Vergnügen bereiten, dann kann sich Keines beklagen."

Starr blickte ihn Cornelia an, eine Ohnmacht überfiel sie, in der sie noch fester ihre Mutter hielt. In dem nämlichen Augenblicke stach sie lachenden Mundes der Entmenschte nieder und senkte das von dem Blute des Kindes triefende Schwert dann der Mutter in das Herz. Ohne ein Röcheln ausgestoßen zu haben, lagen zwei Leichen da.

Mit roher Lust stießen die Krieger sie mit den Füßen in eine Ecke und setzten das Werk der Plünderung fort. Ehe sie das Haus verließen, zündeten sie es an, damit, wie sie sich ausdrückten, die Todesfackel ihnen nicht fehle.

Kaum aber hatten sie sich entfernt, als Fara auf schaumbedecktem Pferde, angesprengt kam. Er hatte tapfer an der Seite seines Vaters gestritten, welcher ihm nach der Niederlage der Römer den Befehl über das Lager, und die Sorge für die Verwundeten übertrug. Unwillig gehorchte er zum erstenmale, ihn drängte es in die Stadt zu eilen, denn er wußte wie sein Volk in einer eroberten Stadt hauste und daß kein Leben verschont blieb. Als er nun die Rauchwolken gewahrte und die Flammen emporsteigen sah, litt es ihn nicht länger mehr und mit verhängten Zügeln sprengte er dem Thore zu. Schwer wurde es ihm durch die Straßen vorzudringen, da hemmten die eigenen Krieger seine Schritte, dort, schlug ihm der Rauch und das Feuer entgegen, so daß über Haufen von Leichen und Sterbenden sein Pferd hinwegsetzen mußte und mehr als einmal wandte er sein Angesicht ab, um die Gräuelscenen nicht zu sehen. Mit einem Satze sprang er von dem Thiere, eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß er zu spät komme. Die offene Thüre, der Qualm der sich schon fühlbar machte, die Unordnung die in den Gemächern herrschte, welche er durchschritt sprachen mehr als Worte.

Da blieb er plötzlich wie von Schrecken gelähmt stehen, das

gezogene Schwert entfiel seiner Hand. Dort lag sie neben ihrer Mutter, aus der klaffenden Wunde in der jungfräulichen Brust tröpfelte noch das rosenfarbene Blut. Es verging mehrere Minuten bis er zur Besinnung kam, dann brach er in Klagen und Verwünschungen über seine Saumseligkeit aus, hob die Leichname empor und legte sie auf die Ruhekissen. Alles vergaß er nun, bis der Rauch auch in dieses Gemach drang und ihn an die Gefahr mahnte, in welcher er schwebte. Er eilte auf die Straße, wo ihm bald Männer seines Volkes begegneten, mit denen er nun in das Haus zurückkehrte um die Leichname zu retten und ihnen wenigstens noch eine würdige Todtenfeier zu bereiten. Er begleitete sie selbst in das Lager und ließ sie in seinem Zelte niederlegen. Niemand ahnte den Schmerz, der sein Inneres durchwühlte, Niemand sah die Thränen, welche der Jüngling weinte.

Als man Valens Leichnam auf dem Schlachtfelde fand, wurde er zu seinem Weibe und Kinde gelegt, sie sollten wenigstens im Tode vereint sein.

Am Abende dieses Tages war die reiche und blühende Römerstadt in Schutt und Asche gesunken. Verschwunden waren die goldenen Kuppeln der Tempel, die Giebel der Paläste, nur mehr rauchgeschwärzte Mauern erhoben sich. Was dem Tode entkommen, flüchtete über die Donau, menschenleer waren die Straßen. Mit reicher Beute belastet, waren die Eroberer in das Lager zurückgekehrt, wo nun die Siegeslieder erklangen und zu neuen Thaten anspornten.

Fara war am Abende in das Zelt seines Vaters getreten, der ermüdet auf den aufgehäuften Fellen lag.

„Der Sieg ist unser, die Stadt vernichtet," sprach er ernst, „Dein Wille erfüllt. Die Römer haben ihren Ruhm bewahrt und unsere Reihen schwer gelichtet. Ich weiß, daß Du die Tapferkeit ehrest und wirst ihnen ein rühmliches Begräbniß nicht versagen."

„Sie sollen nach ihrer Art bestattet werden," befahl der König, „handle nach Deinem Belieben, ich überlasse Dir Alles."

„Auch Valens, unser Gastfreund, befindet sich unter den Todten," fuhr Fara mit dumpfer Stimme fort. „Sein Weib und

sein Kind liegen entseelt in meiner Hütte, von den Unsern gemordet."

„Ich weiß es" antwortete sein Vater „und meine Trauer um sie ist groß. Hätte ich das Unglück abzuwenden vermocht, wie gerne hätte ich es gethan".

„Es ist vorbei," war des Jünglings Antwort indem er seine Augen zu Boden schlug, „der Sieg ist theuer erkauft. „Sage mir was soll mit dem Fremdling geschehen?"

„Mein ganzes Heer soll die Todten ehren" befahl Flacitheus, „und wenn dann Alles vorüber, werde ich weiter bestimmen. Seine Worte sind eingetroffen, auch ich werde das meine halten".

Der Feuerschein der immer noch brennenden Stadt beleuchtete während der Nacht das Lager der Rugier. Kaum aber graute der Morgen, so begann ein reges Leben. Fara hatte den Befehl ertheilt, zwei Scheiterhaufen zu errichten und die Todten nach Römersitte zu verbrennen. Bis zur Mittagsstunde bedurfteten sie, ehe alle Vorbereitungen vollendet waren. Der Heerruf erscholl durch das Lager und rief die Rugier in voller Waffenrüstung vor das Zelt des Königs. Es war ein großer Leichenzug der sich nun vor das Lager bewegte, um den Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen.

Valens, sein Weib, und seine Tochter lagen in kostbare Gewänder gehüllt mit offenem Angesichte auf dem verdeckten Gerüste. In einem großen Kreise umstanden schweigend die Rugier die Stätte, die Waffen zu Boden gesenkt. Da trat Fara mit einer brennenden Fackel herbei. Noch einmal blickte er wehmuthsvoll in das bleiche Antlitz Cornelia's, eine Thräne zitterte in seinen Augen, dann wandte er sich ab und warf die Fackel in den Holzstoß. Mächtig loderte die Flamme empor, in kurzer Zeit war nur mehr ein wenig Asche von ihnen übrig. Diese sammelte Fara in eine Urne und senkte sie an einer einsamen Stelle in die Erde. Dann kehrte er in das Lager zurück, wurde aber an diesem Tage nicht mehr gesehen.

VI.
Auf dem Kapitol in Rom.

Zwei Tage später waren um den König sein Sohn, Odoaker und die Edeln versammelt, um zu berathen, was nun weiter zu geschehen habe.

„Das Werk ist begonnen“ sprach Flacitheus, „seid Ihr noch bereit, mir zu folgen, so sprecht es offen aus. Doch glaubt nicht, daß unser Zug ein leichter sein wird, der Gefahren und Kämpfe viele werden wir zu überstehen haben. Der Kastelle und Lager sind auf unserem Wege genug zu überwinden, kein einziges dürfen wir unerobert im Rücken lassen. Der Untergang dieser Stadt wird sich wie der Wind verbreiten und die Römer zu namhaftem Widerstande anspornen. Unsere Erfolge werden die Nachbarn aus ihrer Ruhe aufschrecken und sie werden theilnehmen wollen an unseren Siegen und Erfolgen. Die Raben ziehen immer mit dem siegreichen Heere. Der Alemanen-König ist jederzeit bereit, unsere Wege zu durchkreuzen wenn auch seine Worte noch so viel Freundschaft für die Rugier verkünden. Ein einziger Mißerfolg kann für uns gefährlich werden. Ich habe Euch versammelt, um Euren Rath zu hören; sprecht, ob wir den kühnen Zug wagen, oder in die alte Heimath zurückkehren sollen“.

„Bist Du schwach geworden König?“ fragte einer der Edlen, „oder ist das Mark in der Rugier-Knochen verdorrt? Blicke hinüber, noch rauchen die Ruinen und jeder Stadt wird es so ergehen, die uns zu widerstehen wagt“.

„Die Rugier kennen keine Furcht“, betheuerte Odoaker, „und wenn ihre Feinde so zahlreich wären, wie die Vögel in der Luft. Wir ziehen weiter, und wenn sich uns auch himmelhohe Berge entgegenthürmen, wir übersteigen sie“.

„Ich habe mir gedacht, daß Ihr so reden würdet,“ sprach nun der König. „So seid bereit, wenn die Sonne zum zweitenmale sich wieder erhebt, verlassen wir dieses Lager. Verkündet es meinem Volke, daß dieses mein und Euer Wille sei“.

Die Edlen verließen den König, nur Fara blieb bei ihm zurück.

„Des Fremdlings Worte, daß nicht wir, sondern Odoaker das Ziel erreichen soll," sprach Flacitheus zu Fara „wollen meinem Gedächtnisse nicht entschwinden und liegen wie Blei auf meinem Herzen. Ich fühle, daß sie volle Wahrheit enthalten, wenn ich auch das Wie nicht zu erkennen vermag. Eine gewisse Scheu verhindert mich, ihn weiter auszuforschen; den Schleier von der Zukunft hinwegzuheben, fühle ich mich nicht stark genug. Führe ihn zu mir, mein Sohn, ich will ihn weiter hören".

Fara vollzog eilends den Befehl, auch auf ihn hatte Severin einen ungeahnten Eindruck gemacht und ihn mit tiefer Ehrfurcht erfüllt.

„Friede sei mit Dir", sprach Severin bei seinem Eintritte zu dem Könige „ich bin bereit, Deine Worte zu vernehmen".

„Was Du verkündet, ist eingetroffen" erwiderte Flacitheus, „die Stadt hat die Stärke meiner Waffen gefühlt. Wer verlieh Dir diese Sehergabe?"

„Der, den ich anbete und von dem allein alles Heil kommt," war die Antwort „Er ist es, der mich zu Dir sendet und in mich die Kraft legte, Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, damit Du auch an ihn glaubest und Dein Volk zur ewigen Seligkeit gelange."

„Was muß ich thun?" fragte der König.

„Seine Lehren befolgen und Dich taufen lassen," erwiderte ihm Severin.

„So unterrichte uns," wandte sich Fara an ihn, „damit wir lernen, wie wir zu folgen haben."

Severins sehnlichster Wunsch war damit erfüllt. In begeisterter Rede schilderte er wieder die Lehren des Christenthums, wie der Erlöser auf dieser Welt lebte und wirkte, welcher Lohn den Christen nach dem Tode werde und welche wige Freuden ihrer harrten. Das Lügensystem der heidnischen Priester legte er ihnen klar vor Augen, bewies ihnen, daß ihre Götter machtlos seien, und schloß mit der Aufforderung, jetzt, nachdem sie Gottes Wort vernommen, auch diesem zu folgen und getreulich nachzukommen.

Längere Zeit schwiegen die Beiden, es war für sie nicht so

leicht, dem alten von Kindheit auf geflogenen Glauben zu entsagen und einem neuen sich zu unterwerfen, der Entsagung aller irdischen Freuden, Demuth und Gehorsam verlangte. Das stille Gebet des Gottesmannes, das er um Erleuchtung zum Himmel sandte, wurde aber erhört.

„Ich glaube an den Gott, den Du mir verkündet," sprach dann Flacitheus mit ernster Miene und reichte Severin die Hand. „Bleibe bei uns bis auch mein Volk die Wahrheit erkennt und sich von seinen Göttern wendet, zu seinem Heile."

„Taufe uns," bat Fara, „damit wir Deine Brüder werden und ein neuer Geist in unsere Herzen einziehe."

„Allmächtiger, Du segnest mein Mühen reichlich," betete inbrünstig Severin, „sende die Fülle Deiner Gnade auf die Neubekehrten stärke und erhalte sie in Deinem Glauben und lasse sie theilhaft werden aller Verheißungen, welche denen zu Theil werden, die Dir nachfolgen."

„Ich werde morgen vor dem Aufbruche meinem Volke verkünden, welches Heil mir widerfahren," sprach der König zu Severin, als er ihn entließ, „und Angesichts Aller die Taufe mit meinem Sohne Deiner Hand empfangen."

Die Kunde, daß am andern Morgen das Lager verlassen und der König sie zu neuen Siegen führen werde," hatte einen Freudenjubel in demselben veranläßt, der sich lange nicht legen wollte. Die reiche Beute, die ihnen in Regensburg in die Hände gefallen, hatte ihre Habgier besonders erregt und nicht mit Unrecht vermutheten sie, daß auch in den übrigen römischen Städten das Nämliche der Fall sein werde. Rascher als sonst, war daher über Nacht das Lager abgebrochen, und Alles zum Aufbruche bereit.

Doch wie staunten sie, als der König und Fara diesesmal nicht wie sonst im vollen Waffenschmucke, hoch zu Pferde, in ihre Mitte sprengte, sondern in weißem leinenem Gewande, geführt von dem Fremdlinge einherschritt. Theilweise wurde ein lautes Gemurmel des Unwillens hörbar, während andere ihrer Neugierde durch verschiedene Zurufe Luft machten.

Die Priester allein verstanden, was hier vorgegangen, ihre zornfunkelnden Blicke, ihre heftigen Geberden zeigten es deutlich.

Der König winkte; nach und nach legte sich die Aufregung und tiefe Stille herrschte in der Runde.

„Rugier,“ begann nun der König, „schon lange drang die Kunde zu mir von begeisterten Männern, welche keine Gefahren, keine Mühseligkeiten, ja selbst den Tod nicht scheuten, um den Fürsten und Völkern eine neue Lehre zu verkünden, welche den Menschen Kraft und Stärke verleiht, die Trangsale dieser Welt leichter zu ertragen und ihnen nach dem Tode ewige Glückseligkeit verheißt. Ich habe nie daran geglaubt; unsere Götter waren mir heilig; ihnen opferte ich, bei ihnen schwur ich, sie waren das Höchste, was ich kannte. Da führte eine höhere Hand diesen Mann zu uns, der mir nun von jener Lehre Kunde gab, und seht, wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Höret daher auch Ihr alle seine Worte und ich werde den Tag segnen, der meinem Volke dieses Glück und diesen Segen bringt. Eine neue Zeit wird für uns anbrechen, ein neues Leben beginnen und was wir unternehmen, wird von einer höheren Hand geleitet sein. Fürsten und Edle folgt meinem und meines Sohnes Beispiel, „ich bekenne offen: ich bin ein Christ“!

Kein Wort wurde hörbar, sprachlos starrten Alle auf ihren König.

„Wer mir ferner nicht folgen will,“ fuhr der König mit erhobener Stimme fort, „ist frei und mag seines Weges ziehen, wohin er will. Aber von nun an ist das Kreuz das Zeichen in meinem Lager, um das wir uns schaaren, die Bilder unserer Götter werde ich zertrümmern, im Kreuze allein ist Heil. Angesichts meines ganzen Volkes habe ich dieses Bekenntniß abgelegt, und Ihr wißt, was Flacitheus sprach, bleibt ewig. Du aber, edler Mann, nehme uns auf in die Gemeinschaft der Christen, wenn Du uns für würdig hältst“.

Kein Widerspruch erfolgte, die Ehrfurcht vor der Würde des Königs, vor Flacitheus’ Heldengeist war zu groß, um nur das geringste Murren aufkommen zu lassen.

Severin vollzog nun die heilige Handlung, goß Wasser aus

seiner Flasche über ihre Häupter, bekreuzigte sie und drückte ihnen den Bruderkuß auf die Stirne.

„Nun meine Waffen und mein Pferd," rief der König aus, „Gott wird mit uns sein"!

Kaum aber hatte er diese umgürtet und sein Roß bestiegen, so kamen die Priester zur Besinnung. Sie rissen die Götterbilder von den Wägen und zeigten sie hocherhoben dem Volke.

„Diese sollen wir verlassen," riefen sie wuthentbrannt aus, „die uns Jahrhunderte hindurch beschützten und zur Seite standen? Einem neuen Gotte sollen wir anhängen, den wir nicht kennen und nie sehen werden. Könnt ihr das thun Rugier?"

„Wuotan wird uns vernichten, seine Blitze werden uns zermalmen", betheuerte der Oberpriester.

„Donar wird sein Antlitz von uns wenden und den Sieg unsern Feinden verleihen," behauptete ein Anderer.

„Das Volk der Rugier wird ruhmlos untergehen, eure Kinder als Sklaven fremden Völkern dienen," wiegelte ein Dritter auf.

Dazu sangen die Barden schaurige Klagelieder von dem Zorne und der Rache der Götter, die man sich auf sich herabbeschwöre. Aller Blicke waren auf den König gewendet, was dieser nun beginnen werde.

Flacitheus flammendes Auge ruhte auf den Priestern.

„Ich habe Euch freigestellt mir zu folgen oder nicht," rief er ihnen zu. „Nun aber sage ich Euch daß Ihr nicht länger mehr bei mir verweilen werdet. Ihr wollt Eure Götter nicht verlassen, so nehmt sie mit, dort in jener Stadt ist für Euch und sie Raum genug, und besitzen sie wirklich die Macht, wie Ihr behauptet, so werden sie Euch weiter helfen."

Der Ernst, mit dem diese Worte gesprochen wurden, verfehlte nicht Eindruck auf die Umstehenden zu machen. Einige sahen sogar die Priester höhnisch an und meinten, es werde ihnen an nichts fehlen, Wuotan werde sie speisen und vor allem Ungemach schützen. Des Volkes Sinn ist ja veränderlich; wem es heute zujubelt, den verachtet es morgen und derjenige, dessen Thaten zur Begeisterung drängen, wird bei dem ersten Mißerfolge mit Hohn überschüttet.

Unter furchtbaren Verwünschungen und Flüchen legten die Priester ihre Götterbilder wieder auf die Wägen uud verhüllten sie. Dann trieben sie die Ochsen an, welche vorgespannt waren und zogen der Stadt zu. Als sie weit genug entfernt waren, brach der König mit den Seinen auf, die frohe Hoffnung in sich tragend, daß nun bald Alle vor dem Kreuze knieen werden, das Severin gezimmert hatte und in der Mitte des Heeres mit sich führte. So oft längere Rast gemacht wurde, predigte er das Evangelium und bald hatte er die Freude, daß immer mehr und mehr die Taufe begehrten und dem Unglauben entsagten.

So waren sie ungefähr drei Tagereisen weiter gegen Süden gezogen, ohne daß sie auf ein Hinderniß gestoßen waren.

Die Römer hatten, als sie die Alleinherren in diesen Ländern waren, nicht versäumt, zahlreiche Straßen anzulegen, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Städten, Colonien und Castellen erleichterten. Eine Zeit lang benützten die Rugier jene, welche von Regensburg nach Augsburg führte, dann lenkten sie in eine Verbindungsstrasse ein, welche hinüber zu der großen Heerstrasse führte, die von Augsburg nach Salzburg zog. Flacitheus wollte den geraden Weg benützen, um so schnell wie möglich zum Ziele zu gelangen. Ein paar kleinere Castelle hatten sich ohne Kampf ergeben, als deren Befehlshaber die Uebermacht sahen, gegen welche anzukämpfen, Thorheit gewesen wäre.

Nun aber, als sie die Ufer eines reißenden Bergstromes verlassen hatten, hemmte ein festes Castell plötzlich ihren Lauf. Ambra*) wurde es genannt, nach dem rauschenden Fluße, der seine Mauern bespülte; mitten in dichten Wäldern gelegen, beschützte es die Strassen, welche sich hier nach allen vier Himmelsrichtungen kreuzten.

Flacitheus sandte Odoaker an das Thor mit der Aufforderung, das Castell zu übergeben und ihm freien Durchzug zu gestatten. Zugleich bot er dem Befehlshaber seine Freundschaft an, wenn er sein Heer verstärken und mit ihm weiter ziehen würde.

Allein Metellus, der Hauptmann, rief Odoaker von der Mauer

*) Das heutige Schöngeising an der Amper.

zu: „Sage Deinem Könige, noch nie hat ein fremder Fuß dieses Thor überschritten und so lange ich hier den Oberbefehl führe, wird dieß auch nicht geschehen. Niemand hat mir zu gebieten, als der Kaiser, und Dein König den Durchzug, so muß er ihn erzwingen.“

Der König sah ein, daß er den stolzen Sinn dieses Römers nicht zu beugen vermöge und traf deßhalb alle Anstalten das Castell zu belagern.

Allein diesesmal fand er in Metellus seinen Meister; die glatt abfallenden hohen Mauern, die geschützte Lage, die Tapferkeit der Besatzung vereitelte alle Stürme, die der Rugierkönig wagte. Woche um Woche verstrich, er konnte sich nicht des geringsten Vortheiles rühmen. Es mußte aber das Castell in seinen Händen sein, wollte er seinen Weitermarsch nicht gefährdet wissen.

Flacitheus hatte seinen Kriegsrath zu sich berufen, endlich mußte einmal ein Ende herbeigeführt werden, koste es, was es wolle.

„Ihr seht daß wir keinen Schritt weiter kommen“, sprach er, die Zeit aber drängt, denn ehe der Winter naht, müssen wir die Berge überschritten haben und in den Gefilden Italiens sein. So oft wir einen Sturm an den glatten Mauern wagten, opferten wir nutzlos das Leben unserer Tapfern und zogen uns den Hohn der Feinde zu. Es muß aber ein Mittel gefunden werden, um das stolze Castell zu bezwingen, von dem ich dann keinen Stein auf dem andern lassen werde“.

„An Lebensmitteln haben die Römer da drinnen keinen Mangel,“ fügte Odoaker bei, „sonst würde ihnen ihr Uebermuth bald vergehen.“

„Sie sollen durch einen langen geheimen Gang, der im Walde ausmündet, mit der Außenwelt in Verbindung stehen,“ erzählte Fara, „wenn man diesen entdecken könnte“.

„Ich möchte ihn in diesen dichten Wäldern nicht suchen, meinte Flacitheus, selbst nicht, wenn wir die Richtung kennen würden, die zu seinem Ende führt. Die Römer sind vorsichtig und wissen ihre Geheimnisse zu bewahren.

„Röstet sie im Feuer, oder erstickt sie im Rauche", sprach nun der greise Hunimund. „Die Wälder rings umher weisen ja selbst darauf hin. Fügt die Stämme zusammen bis sie die Mauern überragen, und wagt nochmals von allen Seiten einen Angriff; es müßte dann doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir ihrer nicht Herr würden."

„Dein Vorschlag gefällt mir, ich sehe, daß es das einzige Mittel ist, endlich zum Ziele zu kommen," erwiderte der König. „Wohlan lassen wir nichts unversucht, lange genug hat uns das Häuflein der Römer aufgehalten.

Sogleich ging der Befehl durch das ganze Lager und nun ging es an das Fällen und Herbeischleppen der Bäume, daß es eine Lust und Freude war. Immer mehr häuften sich dieselben von allen Seiten um die Mauern und versperrten den Belagerten jeden Ausweg. Metellus sah anfangs diesem Thun und Treiben lächelnd zu. Als aber die Berge der Bäume immer höher wurden und näher an die Mauern rückten, erkannte er die Gefahr, die ihm drohte und suchte sie nun von sich abzuwenden. Es gelang ihm zwar durch brennende Pfeile einzelne Haufen in Brand zu setzen, doch nicht überall fing das grüne Holz Feuer nud die Rugier kletterten wie die Katzen herbei, um das verderbliche Geschoß zu verlöschen. Es war eine wochenlange, mühevolle Arbeit nöthig, bis Flacitheus den Befehl geben konnte, am andern Tage den Sturm zu unternehmen und die Bäume in Flammen zu setzen.

Severin hatte unterdessen sein Bekehrungswerk eifrig fortgesetzt und erlebte die Freude auch den letzten Rugier zu taufen. Damit war aber auch sein Werk vollendet und er gedachte nun wieder ostwärts zu ziehen, um das Licht des Evangeliums auch unter den dortigen Völkern zu verbreiten. Es hatte ihn auch eine Sehnsucht nach seiner stillen Klause erfaßt, die er nicht mehr bemeistern konnte, dazu verletzten dem Friedensmanne die Gräuel des Krieges das Herz auf das Tiefste.

Als er seinen Entschluß fest gefaßt, trat er in das Zelt des Königs.

„Ich komme um Dir zu verkünden," sprach er zu ihm, „daß

meines Bleibens nicht länger bei Dir ist. Gott hat mir die Kunde gegeben, Dich und Dein Volk auf den Weg des Heils zu führen, ihm sei Lob und Dank dafür. In wenigen Tagen werde ich in Frieden von Dir scheiden."

Flacitheus war über diese Nachricht tief betrübt.

„Ich bin erschrocken über Deine Worte, Vater," erwiderte er ihm „und kann nicht daran glauben. Was fehlt Dir bei uns, ehren und lieben wir Dich nicht?"

„Ich sehe Deine Betrübniß," war Severins Antwort, „allein eine innere Stimme in mir ermahnt mich, meinen Wanderstab wieder zu ergreifen. Meine Lehren sind tief in Eure Herzen gegraben, Ihr werdet sie nie mehr vergessen. Tausende aber schmachten noch in der Nacht des Heidenthums und ihnen Erleuchtung zu bringen, ist meine Lebensaufgabe. Ich werde Dir einen treuen Diener Gottes senden, der Euch nie mehr verlassen wird."

„So kann nichts mehr Deinen Entschluß ändern?" fragte der König wehmüthig.

„Gott ruft mich, ihm muß ich folgen," erwiderte Severin. „Noch drei Tage will ich mit Euch beten und Euch stärken, dann laß mich friedlich von dannen ziehen."

Als diese Nachricht sich in dem Lager verbreitete, eilte Jung und Alt zu Severins Hütte. Sie weinten, sie baten und beschworen ihren Vater, sie nicht zu verlassen, allein dieser zeigte nach oben, von dort komme der Befehl, gegen den es keinen Widerspruch gebe. Er segnete sie, sprach ihnen Muth zu und versicherte, daß er im Geiste immer bei ihnen sein werde.

Zu gleicher Zeit wurden am andern Tage die Holzstöße entzündet, welche bald in furchtbarer Lohe zum Himmel schlugen und eine unausstehliche Hitze verbreiteten. Das Heer der Rugier, an ihrer Spitze Flacitheus, rückten zum Sturme vor. Mächtige Leitern zum Ersteigen der Mauern hielten sie bereit, Alle brannten vor Kampfbegier.

Die Römer, denen noch dazu der Rauch in das Gesicht schlug, sahen, daß sie diesem Angriffe nicht mehr Widerstand leisten konnten, da es unmöglich war, auf den Mauern längere Zeit zu verweilen.

Metellus versammelte daher seine Soldaten und deren Weiber und Kinder auf dem kleinen Marktplatze. Die Letztern mußten durch den geheimen Gang das Castell verlassen, mit seinen Soldaten wollte er sich durch ein geheimes Ausgangsthor den Weg in den Wald bahnen. Dort angekommen, waren sie sicher, denn sie kannten jeden Weg und Steg. Das nahe Augsburg war als nächste Zufluchtsstätte bestimmt.

Als die Rugier die Leere der Wälle gewahrten, rückten sie vorsichtig heran. Es konnte ja auch möglich sein, daß die Römer sie in einen Hinterhalt locken wollten. Flacitheus und Fara sprengten von einem Haufen zum andern und wiesen darauf hin, daß sie nun wohl das längst ersehnte Ziel erkämpfen würden und die letzte Stunde für die Römer gekommen sei. Das Zeichen zum allgemeinen Angriffe wurde gegeben, die Rugier rückten, trotz der Hitze und des Rauches muthig über die Wälle, legten die Leitern an und stiegen hinauf. Kein Widerstand erfolgte. Was war das?

Flacitheus nur von wenigen Edlen begleitet, beobachtete auf der Westseite die Fortschritte seiner unerschrockenen Krieger, als plötzlich neben ihm wie aus dem Boden hervor gezaubert, die Römer auftauchten. Aber nur wenige Sekunden blieben ihm zur Ueberlegung Zeit, mit einem Schlage fielen die Feinde über das kleine Häuflein her, ein ungleicher Kampf entbrannte.

Von allen Seiten umzingelt blieb ihnen nichts, als Tod oder Ergebung, wenn nicht schnelle Hilfe nahte. Doch diese kam nicht, in dem Eifer der Erstürmung, dachte man nur an das Allgemeine, nicht an das Einzelne. Auch war dazu die Gegend ziemlich abgelegen und konnte nicht leicht übersehen werden.

Der Kampf war blutig, aber kurz. Alle Rugier, der König mit inbegriffen lagen theils todt, theils schwer verwundet auf dem Boden, eine große Anzahl Römer neben ihnen. Metellus hatte wohl erkannt, gegen wen er kämpfte, und dieses hatte seine Rachsucht verdoppelt.

„Ihr schadet keinem Römer mehr“, sprach er höhnisch zu den Daliegenden, dann sammelte er die Seinen und karze Zeit darauf waren sie in dem Dickicht des Waldes verschwunden.

Wie erstaunten die Rugier als sie in das menschenleere Castell eindrangen. Sie konnten anfänglich gar nicht daran glauben und betraten nur mit größter Vorsicht die Häuser. Als sie sich aber überzeugten, daß die Einwohner und Soldaten auf ihren geheimen Wegen abgezogen waren, regte sich in ihnen das Rachegefühl. Odoaker übergab ihnen das Castell zur völligen Zerstörung und dieser Befehl wurde mit größter Lust ausgeführt. Wie einst in Regensburg, wurde Alles, was an Werth gefunden wurde, in das Lager geschleppt, das übrige zerstört und angezündet. Am Abende standen nur mehr die dicken Mauern, die jeder Kraftanwendung Trotz boten und nach vielen Jahren noch von der stolzen Römerniederlassung Kunde gaben.

Fara war der Erste, welcher seinen Vater vermißte und in dem Lager nach ihm forschte. Da dieses vergebens war, sandte er nach allen Richtungen Boten aus, es stieg in ihm mit einemmale eine Ahnung auf, als ob demselben ein Unglück zugestossen sei. Die Hornrufe erklangen von allen Seiten aber sie wurden nicht erwiedert. Odoacker bestieg nun sein Pferd und sprengte mit einigen Rugiern davon, Fara die Versicherung hinterlassend, daß er ohne seinen Vater nicht zurückkehren werde. Nicht lange brauchte er zu suchen. Als er das Castell umritt, gewahrte er blickende Helme auf der Erde und daneben Gestalten, welche ruhig da lagen. Wie erschrack er aber, als er näher kam und seinen König im Blute schwimmend neben den Edlen und Römern fand. Ein einziger Blick sagte ihm, was hier vorgefallen und daß die Tapfern nur der Uebermacht erlegen waren.

Ein Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust, als er sich neben Flacitheus warf und die Riemen der schweren Rüstung löste, um zu sehen, ob schon alles Leben entflohen sei. Ein neuer Blutstrom entquoll der breiten Wunde, die das Römerschwert geschlagen. Da öffnete der König die Augen, ein Ruf der Freude erklang aus Aller Munde, vielleicht war es noch möglich das theure Leben zu erhalten.

Der König, dieses gewahrend, wollte seine Hand erheben, allein

kraftlos sank sie zurück. Odoaker kniete neben ihn, und neigte sein Ohr an des Sterbenden Mund.

„Bringe meinem Sohne die letzten Segenswünsche seines Vaters," lispelte er, „sage meinem Volke, es solle ihm in Treue ebenso ergeben sein, wie mir, ich werde für Euch Alle an Gottes Throne beten und flehen. Bringt die letzten Grüße unserm Vater Severin, ich danke ihm noch einmal aus voller Brust für seine Lehren. Ich sterbe leicht, denn ich sterbe als Christ".

Die Augen der Umstehenden füllten sich mit Thränen, Odoaker war bemüht, ihm das Haupt höher zu legen, als das Todesröcheln begann.

„Mein Sohn, Gott sei mit Dir," hauchte er noch einmal, dann senkte sich der Kopf auf die Brust und der König der Rugier hatte vollendet.

Unter lautem Wehklagen banden die Umstehenden aus rohen Aesten eine Bahre zusammen und legten den Leichnam darauf. Odoaker sandte einen Boten an Fara voraus, um ihn auf die schmerzliche Nachricht vorzubereiten. Noch ehe sie aber die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, kam ihnen dieser, begleitet von seinem Volke, entgegen, das seinem Schmerze in erschütternden Klagen Luft machte. Fara schloß die theueren Ueberreste in seine Arme und bedeckte sie mit heißen Küssen. Er schien es nicht fassen zu können, daß dieser Mund nicht mehr zu ihm sprechen, die Augen nicht mehr mit Wohlwollen auf ihm ruhen sollen. Lange stand er in sich selbst versunken da. Da legte sich leise eine Hand auf seine Schultern und als er sich umwandte, stand Severin vor ihm.

„Klage nicht mein Sohn und bezwinge Deinen Schmerz," sprach er im feierlichem Tone zu ihm, „Dein Vater lebt dort in jenen lichten Höhen und blickt als verklärter Geist segnend auf Dich und die Deinen hernieder. Das ist ja des Christen Trost und Glaube, daß uns der Tod nicht für immer trennt, und daß wir uns im Jenseits für immer vereinigt wiederfinden. Nur die irdische Hülle zerfällt in Staub, der Geist aber lebt ewig fort."

„Es war mein Vater," klagte Fara noch einmal.

Dann ging der traurige Zug weiter in das Lager zurück, wo

die Weiber ihn mit Heulen und Schreien empfingen. Odoaker mußte das Nothwendige zu dem Leichenbegängnisse ordnen; drei Tage hatte sich Fara eingeschlossen, um mit seinem Schmerze allein zu sein.

Auf einem hohen Gerüste lag Flacitheus mitten im Lager, mit seinem vollen Waffenschmucke angethan, frei und offen ausgestellt, die Todtenwache hielten die ältesten Krieger des Stammes. Am dritten Tage gegen Abend, erschien Fara und trat noch einmal zu der Leiche des Vaters um von ihm Abschied zu nehmen. Dann trugen sie ihn hinüber an die Ufer des Flüßchens, in dessen Nähe sie ein lauschiges Plätzchen gefunden hatten, das zu seiner Ruhestätte bestimmt wurde. Es war ein Erdhügel, umgeben von schattigen Bäumen, den sie in der Mitte geöffnet und mit großen Felsplatten ausgelegt hatten.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange, als sie dort ankamen und den König in die letzte Ruhestätte betteten. Kein Auge blieb thränenleer, als sie die Erde über die Todtenkammer schaufelten und den Rasen wieder darüber legten. Da trat Severin in ihre Mitte und in erschütternder Rede pries er die Todten glücklich, tröstete und ermahnte die Umstehenden, so zu leben, daß sie dem Tode, wie ihr König, getrost in das Auge blicken könnten.

Fara, welcher an die Spitze der Rugier getreten war, ordnete nun Alles zum Aufbruche. Er wußte, was seinen Vater veranlaßt hatte, die Heimath zu verlassen, oft genug hatte er dem Sohne anvertraut, was ihn bewegte und wie er es durchzuführen beschlossen habe. Er durfte daher nur nachfolgen und wenn es ihm nicht an Muth und Thatkraft gebrach, so wurde das Ziel dennoch erreicht und der Rugier Namen in der Geschichte verewigt.

Weiter ging es nun gegen Süden, doch noch schwere Tage sollten zu überstehen sein. Der erste war Severins Abschied von Fara und den Rugiern.

Auf einem freien Felde versammelte der Gottesmann nocheinmal Alle um sich, gab ihnen weise Lehren, ermahnte sie zur Eintracht und zum Frieden und daß sie nie mehr von dem Kreuze lassen sollten, das er ihnen als heiliges Panier mit auf den Weg

gegeben, dann segnete er sie noch einmal und wendete sich zum Gehen. Ein schwerer Kampf war es aber, den er nun zu bestehen hatte.

Alle drängten sich herbei, ihm die Hand zu reichen, oder den Saum seines Kleides zu berühren, Jeder wollte noch einmal ein liebendes Wort aus seinem Munde hören. Es war ein Weinen und Jammern, wie noch kein zweites im Lager der Rugier gehört worden war, eine Scene voll unbeschreiblicher Wehmuth.

Fara hatte ihm ein reichbezäuntes Roß angeboten, das aber Severin zurückwies.

„Wie ich gekommen, so gehe ich wieder“ sprach er zu dem jungen Könige, „der Herr wird weiter für mich sorgen.“

Fast mit Gewalt mußte er sich losreißen, tausende von Segenswünschen wurden ihm nachgesandt. Als er eine Strecke Weges entfernt war, kniete er nieder und betete für die Neubekehrten um Stärkung im Glauben. So kam er nach vielen Tagemärschen hinab an die Donau und als er seine stille Klause betrat, verrichtete er ein Dankgebet, daß Gott seine Mühe so reich belohnte.

Die Fortschritte der Rugier hatten jedoch den Statthalter der Provinz unruhig gemacht und in der Eile hatte er aus Augsburg und den vindelizischen Städten und Lagern ein Heer zusammengezogen um den Siegeslauf derselben zu hemmen. Er war am Fuße des Gebirges herübergezogen, um ihnen den Eingang in die Berge zu verwehren und dieses war ihm auch vollständig gelungen. Die Rugier konnten keine andere Straße wählen, als jene, welche von Augsburg über Abodiacum*) nach Partanum**) führte und von dort über die Alpen nach Bozen und dann weiter nach Italien. Rechts wären sie zu weit von dem Wege abgekommen, links war ein Durchdringen der großen Sümpfe wegen, unmöglich. Am Eingange in das Bergthal verschanzte er sich und glaubte nun mit Zuversicht die Eindringlinge vernichten zu können. Allein er sollte bald erfahren, daß er sich täuschte.

Kaum hatte Fara von dem neuen Hindernisse gehört, als er auch schon beschloß, sich durch dasselbe nicht aufhalten zu lassen.

*) Epfach **) Partenkirchen.

Rasch waren seine Rugier geordnet und stürmten gegen die Verschanzungen der nichts ahnenden Römer, die den Feind nicht so nahe glaubten. Im ersten Anlaufe siegten die Rugier und erschlugen eine große Anzahl Römer; die übrigen flohen nach allen Richtungen; der Weg über die Alpen war frei.

Doch nun war auch der Winter gekommen, als sie in Partanum einzogen. Fara sah ein, daß er den Seinen längere Ruhe gönnen müsse, ehe er den gefahrvollen Weg weiter verfolgte Auch war es zur Nothwendigkeit geworden, weitere Völker an sich zu ziehen, sein Heer hatte sich durch die immerwährenden Kämpfe bedeutend verringert. Er berieth sich deshalb mit seinen Edlen und die Folge war, daß Odoaker zu den den Rugiern befreundeten Herulern gesendet wurde, um diese zu vermögen, sich ihnen anzuschließen. In Partanum sollte deren Ankunft erwartet und dann, wenn der Schnee geschmolzen, weiter gezogen werden. Odoaker nahm von Fara Abschied, zum Letztenmale in diesem Leben hatten sie sich die Hände gedrückt.

Es waren vier Wochen verflossen, als Fara zu kränkeln begann. Mit der ihm eigenen Willenskraft suchte er der Krankheit Herr zu werden, allein diese war stärker, wie er. Ein Feuer wühlte in seinem Innern, das seine Kräfte verzehrte und sein Mark vertrocknete und bald konnte er sich von seinem Lager nicht mehr erheben. Er fühlte, daß seine Tage gezählt und er nicht berufen sei, die große Aufgabe zu erfüllen, die sein Vater begonnen.

Er berief Hunimund, den Aeltesten der Edlen, an sein Lager.

„Ich fühle, daß bald mein Stündlein schlägt", sprach er zu diesem, „die Worte des heiligen Mannes, die er im Lager vor Regensburg sprach, gehen in Erfüllung. Ich unterwerfe mich dem Willen des Allmächtigen, doch will ich nicht, daß das große Werk unvollendet bleibe, für das mein Vater und ich gewirkt. Wenn ich die Augen geschlossen habe, so bedürft Ihr eines jungen muthigen Führers, denn ich sehe im Geiste voraus, daß jetzt erst der Anfang der Mühseligkeiten überwunden ist, die größeren aber noch kommen werden. Wenn daher Odoaker glücklich zurückkehrt, so übergebe ihm mein Schwert als Zeichen, daß ich ihn zu meinem

Nachfolger ernenne und rufet ihn dann zum Könige aus. Er ist erwählt, Euch das Land zu zeigen, das meiner Sehnsucht Ziel war.

„Du wirst nicht sterben Fara, Du wirst genesen und uns wieder zu neuen Siegen führen," betheuerte Hunimund.

„Täusche Dich nicht", antwortete Fara, „ich fühle wie es um mich steht. Ehe drei Tage vergangen sind, werdet Ihr Eure Trauergesänge ertönen lassen und den jüngsten Eurer Könige begraben. Siehe ich fürchte den Tod nicht, weiß ich doch, daß ich mit meinem Vater nun bald vereinigt werde. Das Einzige was mein Herz betrübt ist, daß ich von meinem Volke scheiden muß, dem ich alle meine Liebe zugewandt."

Seine Worte gingen in Erfüllung. Am dritten Tage waren seine Schmerzen auf das Höchste gestiegen, sein Ende nahte. Da ließ er sich hinaustragen unter einen Baum und sein Volk herbeirufen, nicht in engen vier Wänden, sondern in Gottes freier Natur, wollte er seine Seele aushauchen. Wie einst die Leiche seines Vaters, so umstanden nun die Rugier das Sterbelager des Sohnes, weinend und trauernd. Sie fühlten, daß sie ein verwaistes Volk waren, daß die Besten sie verließen, um nie mehr wiederzukehren.

„Odoaker soll Dein König sein, Volk der Rugier," sprach Fara zu ihnen, „habt Dank für alle Liebe und Treue, die Ihr mir erweisen, ich weiß, daß Euch mein Andenken auch heilig sein wird. Lebt wohl, dort oben gibt es keine Trennung mehr!"

Sein Antlitz verklärte sich, noch wenige schwere Athemzüge, und sein jugendliches Leben war entflohen. Den zweiten König begruben sie, trauernd erwarteten sie die Zurückkunft Odoakers, um ihm den letzten Willen Faras kund zu geben.

Monate verstrichen, keine Nachricht kam von dem Ersehnten. Schon begann der Schnee zu schmelzen, hie und da zeigte sich an den Vorbergen ein grünes Fleckchen, der Sonne Macht wurde mit jedem Tage stärker, lauere Lüfte drangen durch das Thal.

Da wurde es mit einemmale in demselben lebendig. Reiter sprengten auf leichten Rossen herbei und verkündeten, daß der Heruler ganze Macht, Odoaker an ihrer Spitze, im Anzuge sei. Fortan wollen sie ein einig Volk sein und alle Gefahren und

Kämpfe, Lust und Freude mitsammen theilen. Die Rugier hoch erfreut über den glücklichen Erfolg Odoakers nahmen die Heruler wie Brüder auf. Odoakers erster Gang, als er vernommen, daß Fara in kühler Erde ruhe, war an dessen Grab-Hügel, wo er ein stilles Gebet für die Ruhe des Freundes zum Himmel sandte.

In einer feierlichen Versammlung übergab nun Hunimund Odoaker das Schwert Fara's, und Rugier wie Heruler riefen ihn begeistert zu ihrem Könige aus. Mehrere Tage währten die Schmausereien und Trinkgelage, die diesem frohen Ereignisse zu Ehren veranstaltet wurden, dann aber trat der Ernst der Lage wieder in seine Rechte.

Mit stolzem Bewußtsein hielt Odoaker Heerschau über die zahlreichen Schaaren seiner Krieger, die von Kampfesgluth erfüllt waren. Nun war er des Sieges sicher.

Er wurde ihm auch zu Theil. Unaufhaltsam zogen sie über die Alpen und stiegen hinab in die immer grünen Gefilde Italiens, die ihnen wie eine neue Welt vorkamen. Zwar zog ihnen der kaiserliche Feldherr entgegen, allein was vermochten die entnervten Römer mit ihren verweichlichten Söldnern gegen die abgehärteten Germanen! Wo sie erreicht, wurden sie auch geschlagen, der Weg nach Rom lag offen.

Es war an einem jener herrlichen Frühlingsabende, wie sie nur Italien eigen sind, als Odoaker mit seinem Heere auf den Hügeln vor Rom ankam, und zum erstenmale die prachtvolle Stadt zu seinen Füßen erblickte. In Bewunderung versunken standen sie lange da, bis endlich die Freude zum Durchbruch kam und tausendstimmiger Siegesruf den Römern verkündete, daß ihre Weltherrschaft nun gebrochen sei und eine neue Aera begonnen habe.

Ohne weiteren Kampf wurde die Stadt besetzt, der unfähige Kaiser für immer vom Throne gestürzt, dessen Krone sich nun Odoaker auf dem Capitol selbst auf das Haupt setzte.

Die prophetischen Worte Severins hatten sich erfüllt!

Eine neue Regierung begann, die alten Gesetze wurden ergänzt oder aufgehoben, mit kräftiger Hand führte der König die Zügel

des Staates. Auf den Trümmern der alten Herrlichkeit der Römer entstand ein neues Reich.

Einige Jahre später erschienen drei Mönche auf dem Capitolium vor Odoaker, welcher dort täglich und öffenlich vor allem Volke seines Amtes waltete.

„Was führt Euch zu mir", fragte der König freundlich. „Wenn Euch Unrecht geschehen, so sagt es mir, es soll Euch Gerechtigkeit wiederfahren."

„Nicht solches ist es, was uns den zweiten Weg von Norikum nach Rom machen ließ", erwiderte ihm der Aeltere. „Wir haben einen andern Auftrag zu erfüllen. Severin der Heilige ist eingegangen in die Wohnstätten des ewigen Friedens. Als er sein Ende nahen fühlte, befahl er uns, zu Dir nach Rom zu ziehen um Dir seinen letzten Wunsch zu überbringen. In seinem Vaterlande möchte er ruhen, sollen wir Dir sagen und nun dieses geschehen, harren wir weiter Deiner Befehle."

Odoaker vor Schmerz übermannt, verhüllte sein Haupt und reiche Thränen flossen über sein Antlitz.

„Ich will den Heiligen ehren, wie es ihm gebührt und seinen Wunsch erfüllen," sprach er dann. „Euch ernenne ich zum Vollzieher meines Willens, reiset zurück, ich selbst folge nach und werde in sicher führen."

So geschah es auch. Mehrere Völker an der Donau hatten sich zu dieser Zeit gegen Odoaker empört, sie mußten gezüchtigt werden. Mit einem Heere zog er wieder über die Alpen und schlug die Aufrührer. Dann eilte er nach Fariana in das Kloster und erfüllte Severins Wunsch. In feierlichem Zuge begleitete er den Sarg des großen Bekehrers nach Monteveltre, wo er ihn bestatten ließ. Später wurden seine Ueberreste auf des Papstes Gelasius Befehl nach dem Schloße Lukullanum bei Neapel gebracht.

Doch auch Odoaker sollte erfahren, daß das Glück nicht beständig sei. Unter dem Könige Theodorich zogen die Ostgothen heran, denen er nicht Widerstand zu leisten vermochte. Zweimal wurde er von ihnen geschlagen, dann floh er nach Ravenna, von seinen Feinden verfolgt. Drei Jahre währte die Belagerung dieser

Stadt, Odoaker und seine Getreuen wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Endlich aber zwang die Hungersnoth sie zur Uebergabe und entgegen seinen gegebenen Worte ließ Theodorich den tapfern König tödten. Sein und seines Volkes Name aber leben ewig in der Geschichte fort.

* * *

So hatte das alte römische Reich sein Ende erreicht. Einst ausgedehnt von Asien über Afrika, über das ganze damals bekannte Europa bildeten hier seine Grenzen der Ozean, die Nord- und Ostsee. Nicht mit Ruhm war es untergegangen, nordische Völker, Barbaren hatten ihm den Todesstoß versetzt, von dem es sich nie mehr erholen konnte. Aber noch lange bedurfte es, bis im Innern der norischen und vindelicischen Provinzen die Kämpfe schwiegen, die Verhältnisse sich klärten, die zerstörten Städte wieder gefunden und aufgebaut wurden und Alle eines Glaubens wurden. Aus dem Völkerchaos aber erhoben sich ruhmvoll die Bayern und von nun an schrieb Clio die sichere Geschichte dieses Volkes, das sein Ansehen und seine Ehre bis auf unsere Tage bewahrte und zu dem alten Ruhme hundertfach neuen fügte.

Fuchs, Max,

Römer und Bajuwarin Historische Erzählung aus Bayerns ältester Zeit. (Sep.-
Abdr. aus den Münchener Fremdenblatt.)

(München.) (1883)